



Berlin, den 29. Juni 1901.

Physiologie der Geschäfte.*)

Wenn ich solche Handlungen ausnehme, die geraden Weges auf Befriedigung der Instinkte gerichtet sind, so liegt in Allem, was wir mit dem Blick auf ein bestimmtes Ziel beginnen, ein Geschäft. Ich verlasse abends mein Bureau, miethe einen Wagen und fahre zu Krestowskij oder nach Arkadia: es ist ein Geschäft. Ich bestelle ein Diner: es ist ein Geschäft. Ich besegne meinem Freunde Davidow oder meinem Konkurrenten Meyerstein und

*) Diese Anzeichnungen entstammen dem Nachlaß des jüngst verstorbenen kaiserlich russischen Staatsrathes Nikolaus von der Mühl, meines Oheims von mütterlicher Seite. Sie wurden verfaßt zu einer Zeit, wo Herr von der Mühl in mir seinen natürlichen Geschäftsnachfolger sah, und sollten mir einen Theil der geschäftlichen Erfahrung des alten Herrn übermitteln. Als Regierungsbeamter aber glaube ich solcher Praxis zu bedürfen, zumal ich als Hauptbetheiligter der nunmehrigen Aktienbank „Von der Mühl, Goldschmidt & Co.“ in Peteroburg die Leitung der Geschäfte einem Direktorium überlassen konnte, dessen Sitzungen mehremals im Jahre zu präsidiren mir genügt. Dadurch, daß ich die Blätter, die für mich den Werth einer Erinnerung haben, der Oeffentlichkeit übergebe, glaube ich, eine Pflicht dem Verstorbenen gegenüber zu erfüllen. Ob die darin niedergelegten Meinungen geeignet sind, Personen des Handels- und Gewerbestandes vorthellhaft zu beeinflussen, bleibe dahingestellt. Daß ich selbst mit einer Anzahl der Throezeme mich zu identifiziren nicht vermag, ergibt sich aus den Voraussetzungen meines Berufes. Wenn ich trotzdem mit wenigen Auslassungen und Kürzungen es genügen ließ und den oft allzu leicht geschriebenen Text im Wesentlichen unverändert beibehielt, so leiteten mich naheliegende persönliche Empfindungen. Die spätere Handbemerkungen, die ich mir beizufügen erlaubte, tragen ihre Rechtfertigung in sich selbst. Ein wohlmeinender Leser wird in ihnen eher den Versuch einer Rechtfertigung als den einer Kritik erblicken.

lade ihn ein, daran theilzunehmen: abermals ein Geschäft (und meist ein schlechtes). Wir fordern ein paar schwarz gekleidete Zigeunerinnen auf, uns ein Lied zu singen, oder wir kehren nach dem Klub zurück, um eine Partie zu machen: immer wieder ein Geschäft. Der Schriftsteller, der einen Roman konzipirt, der Maler, der ein Bild entwirft, der Sänger, der eine Arie einübt: Jeder von ihnen fängt ein Geschäft an, das, wenn es gut geht, im Bureau des Verlegers, des Kunsthändlers oder des Theaterdirektors zum Abschluß gebracht wird.

Man macht Geschäfte; aber man scheut sich, davon zu sprechen. Ist es Schamhaftigkeit? Man unterhält sich von den Eigenartigkeiten der Verdauung, von körperlichen Gebrechen und fleischlichen Gelüsten, aber man verschweigt die Wittigheit seiner Frau und die Höhe seines Einkommens. Wir möchten gern menschlich groß erscheinen: ganz Wille, Geist, physische Kraft. Der Erfolg unseres weltlichen Thuns soll uns wie eine unfreiwillige Kurrole umglänzen, Etwas, das eher gegen unseren Wunsch als durch unser Nähen entstanden ist, unter dem wir leiden. Wir möchten Das, wonach wir streben, als eine Dornenkrone bewundert sehen, eine Last, die uns schmerzlich von den übrigen Menschen scheidet. Nur das Aeltererbe, Vorzeit- und Sagenhafte versöhnt uns und wir verzeihen allenfalls unseren Großvätern Das, was wir selbst nicht gern uns vorwerfen lassen.

Ich muß gestehen, daß ich mich von solchen Vorurtheilen nicht ganz frei fühle. Den Schlag der self-made men, zu dem ich mich rechnen muß, liebe ich nicht; und wenn sich Einer seiner mangelhaften Erziehung rühmt und mir die seit Aeonen gleiche Geschichte von dem Sack und den zwei Thalern erzählt, so fühle ich die Versuchung, ihm zu erwidern: „Nun, mein Lieber, und was hat sich geändert?“

* *

*

Mein Freund, der Bildhauer Simon Simonowitsch, wirft mir vor, Geld zu verdienen, sei der einzige Zweck aller Geschäfte. Statt zu antworten, pflege ich ihn zu fragen, wie hoch er eine seiner meisterhaften Schachpartien spiele. Dann erklärte er mir entrüstet, zwischen Gewinnen und Gewinn sei ein Unterschied.

Wenn ein Monarch die Grenzen seines Landes zu erweitern oder ein Staatsmann oder Militär einen höheren Rang zu erklimmen strebt, so hat er den Verdacht der Gewinnsucht kaum zu fürchten, obwohl mit dem Zuwachs an Macht auch materielle Vortheile sich einzustellen pflegen. Aber ein Geschäftsmann mag Unternehmungen schaffen oder Kirchen bauen, Kolonien

gründen oder Stiftungen errichten: es ist außer jedem Zweifel, daß er nur die Erhöhung seiner Renten im Auge hat.

Für meine Person denke ich anders. Ich würde neun Zehntel meiner Renten opfern, um unbeförderter Leiter der Bank von England oder Vermögensverwalter der Rothschilds zu sein, denn mich lockt die Aufgabe, nicht das Ergebnis. Bei meinen Geschäften habe ich stets an die Stärkung und Erweiterung meiner Unternehmungen, nie an die Konsequenz des Geldgewinnes gedacht. Den habe ich mich gewöhnt als eine selbstverständliche und nebensächliche Folge meines Handelns zu betrachten, als einen gebührenden Tribut eroberten Gebiete, die aus höheren Gründen unterjocht werden mußten. War es bloßes Streben nach Macht? Vielleicht; wenn man unter Macht die Herrschaft über Dinge, nicht über Menschen versteht. Die über Menschen hat mich nie beglückt, denn ich liebe Servilismus und Schmeichelei nur als Zuschauer, nicht als Betroffener. Dagegen hat es mir jedesmal eine Art von Befriedigung gewährt, wenn ich die Gegenden am Don bereiste, die ich einst als Steppen und Wüsteneien gekannt hatte. Wenn ich die neu entstandenen Ortschaften zu Städten anwachsen sah, angefüllt mit Menschen, die aus den Tiefen des früher kargen Bodens ihre Kräfte zogen, wenn tausend Maschinen ihre Räder rollten und hundert Kaminssäulen ihre Rauchopfer brachten, dann erinnerte ich mich gern, daß es eine gewagte Idee gewesen war, in dieser verachteten Gegend Hüttenwerke zu errichten, und ich freute mich, zurückblickend, der Sorgen und Kämpfe, mit denen jede Handbreite dieses Landes befruchtet werden mußte.

* *

*

Ich habe vierzig Jahre lang mich gefragt, aus welchem Grunde die Menschen das Geldverdienen als Beruf, oft als Leidenschaft pflegen. Die Selbsterklärungen der pathologisch Behafteten haben mich oft ergötzt; ich stelle sie in eine Reihe mit denen der Briefmarkensammler.

Die Einen sagen: Wir wollen unseren Unterhalt sichern. Dabei sind sie sechzig Jahr alt und können eben so wenig mehr ihre zwei Millionen ausgeben wie die dritte, für die sie sich opfern.

Die Anderen behaupten: Wir wollen für die Zukunft unser Kinder sorgen (diese Idee macht aus so vielen Juden die hartherzigsten Wucherer). In Wirklichkeit überlegen sie sich noch auf dem Totenbett, ob es nicht besser sei, ihr Testament umzustossen und eine Stiftung zu bedenken, statt ihrer Söhne, die vielleicht das Bluterbe in alle Winde streuen.

Ich sehe nur zwei Erklärungen für das Schlarren und Kraxen; zu-

nächst die Sammelwuth. Ein Sammler kann sich zu jeder Zeit mit jedem anderen Sammler vergleichen und zahlenmäßig sein Werthverhältniß feststellen. Ein Mensch, der seinen Werth in imponderablen Vorzügen sucht, kann Das nicht. Das Geld ist aber das ideale Sammelobjekt, denn es ist selbst nichts Anderes als eine Vergleichsgröße, ein Maß, ein Skalar. Ich kannte einen geisteskranken Financier, der, in normalem Zustande flach und unbedeutend, während seiner Anfälle ein hervorragender Geschäftsmann war. Oft ging ich mit ihm über den Newski Prospekt und erinnere mich, wie er mir einmal auf der Polizeibrücke sagte: „Sehen Sie, heute bin ich vergnügt. Unter den tausend Menschen, denen wir begegnet sind, war nicht Einer, der halb so viel Geld hat wie ich.“ Ich glaube, es war einer seiner lichten Momente.

Die zweite Erklärung ist eine Art posthume Ehrgeizes. Sind doch die meisten Besitzthümer posthume Freuden, die zu genießen oder vorauszuschmecken nur mit einem guten Quantum Glauben und Aberglauben möglich ist. In dieser Hinsicht läßt sich neben die Hoffnung der Dichter, Philosophen und Künstler auf Anerkennung späterer Geschlechter die Freude an einer überraschenden Testamentsöffnung rangiren. Eine ältere Dame meiner Verwandtschaft war von so abschreckendem Geiz, daß ich ihr wider Gemohnheit Vorhaltungen machte. Sie widerlegte mich kurz dadurch, daß sie mir erklärte: „Von Genüssen des Lebens erwarte ich nichts mehr. Wenn aber mein Testament einmal zum Vorschein kommt und meine guten Freunde: sich über Das ärgern, was ich hinterlassen habe, so werde ich zum letzten Mal ein wirkliches Vergnügen empfinden.“

Ein geistig Freier wird das Anwachsen seines Vermögens stets nur als eine annehmbare Nebenwirkung seiner Thätigkeit beobachten, mit dem selben Gefühl etwa, mit dem ein Gutsherr in seinen Nutzforsten erquickliche Spaziergänge entdeckt, und wenn er an einem Theil seines Vermögens festhält, so wird es der Rest sein, der ihm gesellschaftliche Unabhängigkeit, weiße Wäsche und die Erziehung seiner Kinder sichert.

Von guten und schlechten Geschäften.

„Ehrlich währt am längsten.“

Mein verstorbener Sojus sagte: „Es giebt nur gute Geschäfte.“ Das ist so falsch wie alle einleuchtenden Wahrheiten. Keine Meinung hat so sehr zur Entehrung des Handels beigetragen wie die, daß jedes gute Geschäft auf Kosten und zum Schaden eines Partners gemacht sein müsse. Ich behauptete, daß Geschäfte dieser Art durchaus nicht gut, sondern schlecht sind;

schlecht schon deshalb, weil sie sich nicht beliebig wiederholen lassen. Ich kann, bei ausreichender Tüchtigkeit, einen schwarzen Filz und einen leinenen Lappen als Hut Napoleons des Ersten und als Schnupftuch der Königin Elisabeth verkaufen, und wenn ich Glück habe, kann ich das Experiment zwei-, dreimal erneuern. Ich zweifle aber, ob es möglich ist, auch nur die Hälfte sämmtlicher Antiquare Europas mit solchen Kuriositäten zu versorgen. Mit gleichem Aufwand an Intelligenz, Arbeitskraft, Uebersetzungskunst hätte ich unendlich ausgebehntere und einträglichere Absatzgebiete schaffen können, nämlich dann, wenn ich wirklichen Bedürfnissen wirkliche Erfüllungen gebracht hätte. Das Geschäft war schlecht.

Es giebt eben so Geschäfte, die für beide Theile ungünstig sind, wie solche, die beiden nügen. Es ist deshalb ein thörichter Aberglaube, anzunehmen, daß die Interessen beider Kontrahenten einander entgegengesetzt sein müssen und daß dem Einen nur Das von Vortheil ist, was den Anderen schädigt. Zwei Beispiele: Für ein Fabrikterrain bietet mir ein Bahnunternehmer einen reichlichen Preis, der angemessen scheint, weil die Lage für sein Unternehmen ungewöhnlich günstig ist. Das Geschäft kommt zu Stande, aber die Bahnhofsanlage erweist sich als verfehlt. Gleichzeitig merke ich, daß mir für eine Erweiterung meiner Fabrik der Platz fehlt, weil ich das Grundstück leichtsinnig weggegeben habe. Wir haben Beide die wahren Bedürfnisse verkannt und das Geschäft, das für beide Theile eine glückliche Kombination zu sein schien, ist für beide Theile schlecht.

Umgekehrt: Ein Kaufmann sieht, daß sein alteingesessenes Ladengeschäft zurückgeht. Er hat es ererbt und ist bereit, es zu beliebigem Preise loszuschlagen, weil er erkannt hat, daß für seine Waare kein genügender Bedarf mehr vorhanden ist. Ein Konkurrent glaubt, unter der bewährten Firma einen neuen Artikel erfolgreich vertreiben zu können, dem er bis dahin nicht die rechte Beachtung verschaffen konnte. Er erwirbt das Unternehmen; nach Ansicht der Junkteute viel zu theuer. Trotzdem haben Beide ein gutes Geschäft gemacht: der Eine hat sich vor dem Ruin bewahrt und einen Betrag erhalten, auf den er nicht rechnen konnte; der Andere hat ein an sich theures Objekt durch eine glückliche Kombination in ein preiswerthes verwandelt. Beide haben vorhandene Bedürfnisse erkannt und befriedigt.



Bedürfnisse erkennen und Bedürfnisse schaffen, ist das Geheimniß alles ökonomischen Handelns. In großen deutschen Städten giebt es fast in jeder Straße ein Schreibwaarengeschäft. Angenommen, ich empfinde den unde-

zwinglichen Drang, zu den neunhundertfünfzig bestehenden das neunhundert-einundfünfzigste zu fügen, und errichtete es in angemessener Nähe eines tüchtigen Konkurrenten, ohne sonst Neues zu erfinden: welches Recht habe ich mir erworben und welchen Nutzen habe ich gestiftet? Vielleicht kann ich den Gewinn meines Vorläufers schmälern und dem Kommiss aus dem Nebenhanse, der alle vierzehn Tage Stahlfedern einkauft, zwei Minuten Wege ersparen. Sicherlich werde ich über die Noth des Mittelstandes klagen und gesetzliche Hilfe fordern. Das ist Alles; und im Uebrigen thue ich gut daran, mir rechtzeitig ein Exemplar der Konkursordnung anzuschaffen. Das Gegentheil Dessen, was ich versuchte, war Bedürfnis. Der Kommiss aus dem Nebenhanse ist durch mich nicht zufriedener geworden, denn er braucht eine ganz besonders geartete Sorte (man kann nicht alle Artikel führen) und mußte deshalb ein anderes Geschäft auffuchen. Gut, daß ich ihm wenigstens ein paar vorjährige Neujahrskarten aufschwazzen konnte. Uebrigens mußte er an jenem Tage noch zwei längere Wege machen, denn er wünschte eine Bartbinde und eine Cigarrenspize zu erwerben, mit denen ich ihm nicht dienen konnte. Hätte ich hingegen ein Waarenhaus errichtet, so konnte der Kommiss nicht allein Schreibfedern, Bartbinden und Cigarrenspitzen, sondern auch Stiefelwische, eingemachte Früchte und seidene Zupons finden, — und Alles ohne Kaufzwang, nasse Füße, Zeitverlust und viermaliges Pferdebahnfahren. Aber meine Phantasie, Initiative und Kapitalkraft reichten nicht weiter als bis zur bloßen Nachahmung eines abgebrauchten Schemas; und so hätte ich besser gethan, mich beim nächstbesten Waarenhanse um eine Kommissstelle zu bewerben und mich einer kräftigen Organisation und Willenskraft zu fügen, statt durch das Streben nach unverdienter Selbständigkeit mich und den Wohlstand des Landes zu schädigen.

So lange die Genüsse des Lebens nur einigen Tausenden gegönnt sind, so lange es hungrige, schlecht gekleidete, mangelhaft unterrichtete, kranke und unfrohe Menschen giebt: so lange giebt es ökonomische Bedürfnisse, die Geschäfte ermöglichen und Geschäfte verlangen. Und werden nicht neue Bedürfnisse täglich geschaffen? Vor zwanzig Jahren fiel das zweite Empire und mit ihm sein Symbol: die Krinoline. Es ist bekannt, daß bedrängte Händler und Fabrikanten von Stahlreifen sich dadurch aus der Noth halfen, daß sie ein allerliebste Spielzeug erfanden. Es hieß Exicri und befriedigte das neuerwachte Bedürfnis nach Klirrklang und Unfug so gut, daß es erst von der Erde verschwand, nachdem alle Stahlreifennänner Millionäre geworden und alle nervenschwachen Europäer gestorben waren. Und wie war es mit den Ansichtspostkarten? Und dem Rauchtabor? Und den Fahrrädern, Schreibmaschinen, Nähmaschinen, Photographien, Petroleumlampen, Kinderwagen, Telephonen, Telegraphen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen? Thorheit

und Genialität, Trägheit, Genußsucht, Mitleid und Eigennutz reichen einander täglich die Hand, um uns Bedürfnisse zu schaffen, zu erneuern und zu verwandeln. Und Ihr, die Ihr Euch rühmt, jede Lokalanzeige und jede Reporterneuigkeit zu kennen, wollt in dem unendlichen Käbergetriebe keine Speiche entdecken, die Ihr paden könnt?

Von Geschäftsleuten.

In Romanen findet man mitunter die Beschreibung des Grandseigneur der Geschäftswelt. Ein vornehmer älterer Herr mit grauem Backenbart und noblen Requisiten: Arbeitskabinet, Ledersauteuil, Eisbärenfell, schweren Havanas. Der Sekretär erscheint, berichtet, — und blickschnell werden Befehle und Depeschen diktiert. Eine Kreuzung aus Diplomat und Feldherr.

Gewiß: ich kenne einige Typen dieser Art. Der mit dem Diplomaten-geschick ist in der Regel ein guter Unterhändler und Agent, Der mit dem Feldherrnblick ein geschickter Börsenjobber. Große Geschäftsleute sind Beide nicht. Ein Geschäftsmann großen Stils, ein Schöpfer und Erhalter großer Unternehmungen scheint mir eher mit dem Bauern und Landwirth verwandt zu sein; fast immer ist er geringer Abkunft und selten als Großstädter geboren. Starker Knochenbau, starke Hände, schwere Züge, nervenfreies Temperament. Einem Menschen mit spizen Fingern, steiler oder schräger Handschrift und flackerndem Blick würde ich schwerlich meine Interessen anvertrauen. Eben so wenig einem, der zu schnell und zu geschickt spricht.

Die Eigenschaften, die verlangt werden, sind Fleiß, Uebersicht und Gedächtniß. Herzensgüte schadet nicht, Zähjorn ist gut. Gefährlich ist allgemeine Bildung; ich kenne nur Wenige, die über den Schatz ihrer Kenntnisse nicht gestraucht sind.

Fleiß! Ich fühle mich beklommen durch die Banalität der Ansichten, die ich über diese Tugend zu sagen habe. Aber in unserer Zeit der trägen Genies ist es nöthig, manchemal daran zu erinnern, daß eine Meinung nicht wahr zu sein braucht, weil sie paradox ist, noch falsch sein muß, weil unbesangene Menschen daran glauben.

Ein junger Mann aus guter Familie lobte mir seine Begabung und fragte mich, was er im kaufmännischen Beruf verdienen könne, unter der Bedingung, daß er täglich nur fünf Stunden arbeite. Ich antwortete ihm, daß in Geschäften die Arbeitszeit nur von der siebenten Stunde aufwärts bezahlt werde, und veranlaßte ihn, in den Staatsdienst zu treten. Meine

Beamten pflege ich darauf hinzuweisen, daß ich sie für ihre Arbeit bezahle und für ihre Mußestunden avanciren lasse. Denn alle nutzbringenden Gedanken, alle Neuerungen und Fortschritte kommen in der Abgeschiedenheit der Feierzeit zur Welt, nicht unter dem Scharren der Federn und dem Lärm der Verhandlungen; und wer mit der Radlermütze, der Jagdjoppe oder den Filzpantoffeln einen neuen Menschen und ein frisches Gehirn anzieht, Der darf nicht den Ehrgeiz haben, neue Wege zu wandeln.

Nein: leider genügt es nicht, am Schreibtisch zwischen zwei guten Cigarren große Ideen zu konzipiren, die nachher durch Sekretäre und Direktoren automatisch ausgeführt werden. Dem Geschäftsmann großen Stils vergeht der Tag zwischen Anfragen und Antworten, Besuchen, Verhandlungen, Akten und Statistiken, Rechnungen und Rapporten, Beschwerden, Streitigkeiten, Personalien, Rechtsgutachten, Besichtigungen, — kurz, im Suchen, Forschen, Fragen, Prüfen, Wägen: und ach, nur ein Tausendstel von Dem, was er thut, ist Handeln.



Ich pfeife auf Das, was man die großen Ideen nennt. Sie liegen auf der Straße. Sie kommen zu Dupenden, dieses Gefindel, wenn wir träumen, wenn wir verdauen oder wenn wir Erholung suchen. Und Das ist ihre rechte Zeit und ihr rechter Ort; am Feierabend mag man ein paar Stunden ihren großen Reden und hohen Worten verschenken. Es ist nichts leichter als zu sagen: bauen wir eine Bahn quer durch Asien, vereinigen wir alle Petroleumquellen der Erde, lenken wir die Goldflüsse Belgiens und Frankreichs durch russische Industriekanäle, erschließen wir ungemessene Landgebiete Amerikas durch Ansiedlung, Verkehrsmittel und Städtebau. Ich stelle mir vor: ein Industriekönig liest in seiner eigenen Biographie, wie der „große Gedanke“ seines Lebens erklärt, erläutert und gefeiert wird. Wie muß der Ehrliche über die Gläubigkeit der Chronisten lachen! Denn die große Idee war, als er sie aufgriff, eine zehnmal breitgetretene Platitude, ein Erbstück, ein Gemeingut aller Vernünftigen gewesen: was gefehlt hatte, war der Mann, der Wille, der Fleiß, die Ausdauer. Und war Genialität dabei nöthig, so war es die Genialität der tausend Mittel, der tausend Auswege und Umwege, der Ueberzeugungskraft und der Halsstarrigkeit.

Ich hasse die geistreichen Gedanken und mißtraue den brillanten und paradoxen Worten. Oft & komme ich Briefe, knapp geschrieben, lebhaft stilisirt, die im Voraus alle Einwendungen widerlegen und mathematisch unantastbar folgern —: Vorsicht! Es sind Blumen auf Draht. Ich kenne die Versuchung,

die zumal an jüngere Menschen in leitender Stellung herantritt, von zwei Entscheidungen die geistreichere zu wählen. Du leitest eine Konferenz. Ein halbes Duzend abhängiger Leute umgibt Dich, verpflichtet und bereit, auf Deinen Gesichtsausdruck hin zu lächeln, zuzustimmen, die Köpfe zu schütteln oder sich zu entrüsten. Natürlich ist es amüsant, eine ernste Frage durch ein Epigramm zu erledigen, einen Menschen mit einer Grimasse zu verurtheilen, und Du erntest den Beifall, den Du ersehntest, auf der Stelle, Zug um Zug. Aber vergiß nicht, daß die Werkzeuge, die Deine Fehler in die Wirklichkeit zu übertragen berufen sind, sich in alle Winde zerstreuen, wenn die Saat Deiner Thorheit aufgeht, und Dir allein die Verantwortung vor die Füße werfen. Friedrich der Große hatte das Recht, wichtige Reskripte zu machen, denn er war ein preußischer und absoluter König. Aber man wird beim ersten Blick finden, daß die geistreichsten Entscheidungen meist die unwichtigsten Sachen betrafen, und bei näherer Prüfung, daß sie nicht immer die gerechtesten waren.

Die Freude an salomonischer Geschäftsweisheit habe ich verloren in der Schule meines ersten Lehrmeisters und Chefs, der ein stiller und spießbürgerlicher Mann und einer der ersten Financiers seiner Zeit war. Er war Bankier und sah einen großen Theil des Nationalvermögens jahraus, jahrein durch seine Hände fließen; aber sein Beruf hatte ihn mit einer solchen Abneigung gegen Geld und Reichthum gesättigt, daß er vermeiden lernte, sich ein Vermögen zu schaffen, und seinen Wunsch, mittellos zu sterben, erfüllt sah. Mein Chef war das Gegentheil eines Diplomaten. Wenn eine große grundsätzliche Frage ihn beschäftigte, so zog er Jeden zu Rath, der ihm in den Weg kam. Er sprach davon mit seinen Angestellten, mit seiner Frau, mit seinen Konkurrenten, womöglich mit seinem Diener, so etwa, wie es den Juden vorgeschrieben ist, über das Gesetz zu diskutiren: „Wenn Du sitzt und wenn Du gehst, wenn Du Dich legest und wenn Du aufstehst.“ Er ließ nicht nur alle Einwendungen gelten, sondern er berichtete gewissenhaft jedem Nächstfolgenden, was der Vorhergehende gesagt hatte. Zuletzt, oft nach Wochen, wenn Keiner mehr an die Sache dachte, kam er mit seinem Vorschlag. Ungeschickt vorgetragen, mit langen Ausschweifungen nach rechts und links, machte seine Lösung den Eindruck von etwas höchst Trivialem, Uninteressanten, Selbstverständlichen, ähnelte Manchem, was lang und breit besprochen war, — und war doch nicht ganz das Selbe. Ohne Geräusch wurde die Direktive befolgt und meist viel später erst wurde deutlich, welche Ausblicke der neue Weg eröffnete, dessen Eigenart anfangs verborgen geblieben war.

Und ist es nicht ähnlich mit großen Erfindungen und neuen Systemen? Eine feine Gesteinspalte, an der Tausende vorübergegangen waren, undurchdringlichen Fels vermuthend: dem Einen wird sie offenbar, — und mit

schlichtestem Werkzeug und wenigen Hieben sieht er zu ungeahnten Grotten und verborgenen Schätzen den Weg gebahnt. Und die erste Frage jedes Erfinders und Denkers, wenn eine neue Errungenschaft ihm angekündet wird, ist die: Wo lag bisher die blinde Stelle in meinem Auge und der tote Punkt in meinem Gehirn?



Als ich vorhin von Ueberzicht und Gedächtniß sprach, erinnerte ich mich der Säge, mit denen Laine das Inventarium des napoleonischen Geistes umschreibt. „Atlanten“ nennt er die aufgespeicherten und encyclopädisch geordneten Notionen dieses Weltenverständes, der die letzte Kanone seines Kaiserreiches, das letzte Bataillon seines Feindes, das letzte Bankbillet seines Budgets registriert. Nur solche Atlanten und Bücher, ungeschrieben und ungedruckt, aber in weiche graue Gehirnmasse geätzt, können reden, inspiriren und Wege weisen.

Ich hasse Notizbücher. Wer viel notirt, ist ein Subalterner oder ein Dummkopf. Der Schädel eines Kaufmannes muß einige tausend Zahlen beherbergen und diese Zahlen müssen leben und gehorchen. Er muß Gewalt haben, zu merken, und Gewalt haben, zu vergessen; vor Allem aber die Gewalt, zu überblicken. Wie für den Künstler, so ist für den Schaffner und Händler das höchste Erbtbum: der Blick fürs Wesentliche. Bei klugen Menschen liegt oft mehr im Fragen als im Antworten; und wenn ich vernehmen kann, wie ein überragender Mann in kurzen Worten einen verwickelten Zusammenhang bloßlegt, so empfinde ich Freude wie an einem Kunstwerk.

Will man von einer Genialität auf diesem Schauplay menschlicher Thätigkeit sprechen, so mag man, ausgehend von der eben erwähnten Begabung für das Wesentliche, sie finden in einem — ich möchte sagen: divinatorischen — Ueberblick über die Bedürfnisse der jetzigen und der kommenden Zeit und in der Erkenntniß der zur Erfüllung möglichen Mittel. Solche Divination besaß der Bankmann, von dem ich vorhin gesprochen habe. Sie äußerte sich nicht in apokalyptischen Gesichten und tönenden Seherworten, sondern in gelegentlicher Beurtheilung der Dinge und in praktischen Entschlüssen. Ich glaube nicht, daß mein Chef dieses Blickes, der ihm den Gang der Zeitenentwicklung entschleierte, sich bewußt war. Er liebte theoretische Betrachtungen nicht und redete nur über den gerade vorliegenden Fall; wie als etwas Selbstverständliches enthüllte sich in einer zufälligen Andeutung das Bild, das er in sich trug, in einzelnen Zügen, — etwa so, wie wenn eine Spalte im Theatervorhang uns einen Ausschnitt der hellerleuchteten Bühne zeigt.

Vom Werth der Organisation.

Als Junge bekam ich eine winzige Dampfmaschine geschenkt. Es war eine Lokomobile; man goß unten Spiritus und oben Wasser hinein, steckte den Docht an und das Rad drehte sich eine halbe Stunde lang. Nach drei Tagen brach ich das Ding entzwei, um zu sehen, welches geheimnißvolle Wesen innen sitze und den Kolben bewege. Es war leer; und ich starcte enttäuscht auf ein Häufchen Eisenblech, ein Stänglein, ein Kößchen und ein Hähnchen aus Messing. Das Geheimniß, das Spiritus und Wasser zur regelrechten Arbeit zwang und aus dem toten Blech ein lebendes Geschöpf machte, saß nicht im Innern; es war etwas Unfaßbares, Abstraktes: die Gestalt und Anordnung der Theile. Ein Heer, eine Fabrik, ein Staat, ein Geschäft: alle sind Maschinen aus lebenden Menschenleibern. Von dem Haufen, der auf dem Marktplatz weht, sind sie nur durch ein Unsichtbares geschieden: durch Ordnung, durch Organisation.

Was ist eine Zeitung, eine Bank, eine Fabrik, ein Theater, eine Rhederei? Ist es das Papier oder das Geschäftshaus, sind es die Maschinen oder die Coulissen oder die Schiffe? Ist es der Name? Sind es die Personen? All diese Einzeldinge sind wechselbar und ersetzlich. Der Zusammenhang, der Aufbau, die Anordnung sind das Wesentliche. Arbeit, Erfahrung, Zeitaufwand und Geist haben eine Organisation geschaffen; und sie sind die Werthe, die sich darin krystallisirt haben. Ich kann wohl ein Gebäude errichten, Werkzeugmaschinen aufstellen und Arbeiter werben. Habe ich dann eine Maschinenfabrik? Nimmermehr! Es fehlt der Stab von Konstrukteuren, der Pläne und Zeichnungen liefert, wie sie den Bedürfnissen des Ortes und der Leistungsfähigkeit des Werkes und der Arbeiter entsprechen. Es fehlen die Werkmeister, die mit den Eigenschaften und Fähigkeiten der Arbeiter, der Maschinen und des Materials vertraut sind. Es fehlen Arbeiter, die auf gewissenhafte und exakte Ausführung geschult sind. Es fehlt der Apparat von Vertretern und Verkäufern, die die Vorzüge der Produkte und die Anforderungen der Käufer kennen. Es fehlt der Name und das Ansehen, das dem Käufer Bürgschaft bietet. Es fehlt endlich der Leiter, der sein Fach, seine Leute und sein Geschäft kennt und beherrscht. Ist aber einmal der Organismus unter Mühen und Arbeit, Kosten und Zeitaufwand erwachsen, so erträgt er, ohne zusammenzubrechen, die Umgestaltungen, die die Vielsältigkeit aller Institutionen mit sich führt. Neue Erzeugnisse werden erfordert: man schafft neue Maschinen, sie herzustellen. Ein Meister altert und setzt sich zur Ruhe: eine neue Kraft wird in kurzer Zeit sich einarbeiten. Die

lebendige Kraft des Organismus hält die Räder in Schwung, gleichviel, ob neue Maße und Gewichte, plötzlich angekuppelt, die Bewegung zu hemmen suchen.



Ich darf hier den Versuch nicht wagen, eine Theorie der Organisation zu geben, die ein hübsches Werkchen in drei Theilen, mit Vorrede, Nachwort, Anmerkungen und Literaturnachweis, ausmachen könnte. Es sei mir nur gestattet, ein paar allgemeine Sätze anzuheften, die vielleicht dem Erfahrenen bekannt, dem Unerfahrenen werthlos, mir aber theuer sind.

Eine Organisation soll ihr Gebiet bedecken wie ein Spinnennetz: von jedem Punkt soll eine gerade und gangbare Verbindung zur Mitte führen.

Du sollst die Arbeit Deiner Organe kennen und beständig beobachten, aber niemals Das selbst verrichten, was diese Organe ausführen können. Denn die wichtigste Arbeit ist solche, die kein Anderer vollbringen kann; und deren giebt es stets genug.

Verlange, daß jeder Deiner Leute einen Stellvertreter, keiner einen Adjutanten halte.

Der Militarismus erzielt große Wirkungen dadurch, daß von jedem der unteren Organe mehr verlangt wird, als geleistet werden kann. Ein Mann, der in der Front steht, wird bestraft. Eine schiefe Vinde ist ein Delikt. In Folge seines beständig belasteten Gewissens befindet sich der Soldat in einem ähnlichen Zustand wie ein Circuspferd, dessen Kandare, auf dem Nacken festgespannt, den Hals und Körper in Anspannung hält. Hüte Dich, im Wirtschaftsleben diesen Drill nachzumachen, selbst wenn Du die Gewalt hättest, ihn zu erzwingen: denn er entbindet Deine Leute von der Pflicht der Initiative.

Sei stets um das Wohl Deiner Leute besorgt, nie um ihren Beifall.

Bei Streitigkeiten haben Beide Unrecht.

Geschäfte müssen monarchisch verwaltet werden. Kollegien arbeiten selten schlecht, aber im besten Fall mittelmäßig.

Der Mann, den Du an die Spitze eines Geschäftes stellst, mag sein, was er will, selbst Jurist oder Techniker: bewährt er sich, so ist er Kaufmann.

Kollegialität heißt Feindschaft.

Als Beamte kommen zwei Sorten von Menschen in Betracht: Solche, die ein großes Maß von Spezialkenntnissen und Schule besitzen, und Solche, die Das haben, was die Briten common sense nennen. („Besunder Menschenverstand“ ist nicht ganz das Selbe.) Leider schließt die eine Qualität fast immer die andere aus. Charakter und Erziehung führen den Deutschen zur ersten, den Engländer zur zweiten Geistesdisziplin; und hieraus ergibt

sich die Ueberlegenheit der einen Nation in technischer Spezialarbeit, der anderen in Unternehmungen des Handels und der Kolonisation. Ueber die Verwendungsmöglichkeit beider Kategorien braucht nichts gesagt zu werden; sie ist klar.

Wenn Du Menschen findest, die sich mit Erfolg in eine Organisation einfügen, so sind es Germanen oder Angelsachsen. Von allen Rassenüberlegenheiten erscheint mir diese die wichtigste.

Juden sind niemals Beamte. Selbst in der unbedeutendsten Stellung sind sie Unternehmer und Geschäftsleute auf eigene Faust. Unentbehrlich sind sie für neue Gebiete und alle Thätigkeit, die dem Wechsel der Zeit, des Ortes und des Geschmacks stark unterworfen ist. Denn sie sind neugierig, thätig und ausdauernd, wenn auch nicht beharrlich, sie verstehen sich aufs Kämpfen, aber nicht aufs Verfolgen. Deshalb arbeiten sie beständig nach außen, extensiv und expansiv; sie können organisiren und leiten, aber niemals verwalten.

Eine Verwaltung sollte so beschaffen sein, daß jede Fußbreite des Gebietes von einer Verantwortlichkeit gedeckt ist, besonders auch der Bezirk, den Du selbst Dir vorbehälst. Deshalb vermeide Geschäftsgeheimnisse — scharf betrachtet, gibt es keine — und halte mindestens einen Mann, der alle Deine internsten Dinge erfährt und kennt.

Unfähige Menschen erkennst Du daran, daß sie ihre Nachfolger zu unterdrücken suchen.

Privatverwaltungen gegenüber ist der Staat in dreifachem Nachtheil: er arbeitet ohne Konkurrenz, also ohne vergleichenden Ansporn; er kann sich untauglicher Menschen nicht entledigen; und er leidet am Uberglauben der Anciennetät.

Hast Du einen Menschen ungeeignet für seinen Posten gefunden, so setze ihn eher mit vollem Gehalt zur Ruhe, als daß Du ihn in seiner Stellung behälst, denn er wird nicht nur Dir und sich selbst, sondern auch unzähligen Anderen schaden.

Wenn Du Menschen beurtheilst, so frage nicht nach den Wirkungen, sondern nach den Ursachen der Fehler, die sie machen.

Wenn zwei Drittheile aller Deiner Entschlüsse richtig sind, so sei zufrieden. Versteife Dich nicht darauf, Alles richtig zu machen, sondern handle nach den Grundsätzen, an die Du glaubst. Nicht alle Wege führen nach Rom; Sitzadwege bestimmt nicht.

Daß der Geschäftsmann nur nach dem Erfolg beurtheilt wird, ist vielleicht seine beste Erziehung. Der Staatsbeamte und Soldat wird für seine Einzelleistungen belobt und findet hierin eine Tröstung und Stärkung seines Selbstbewußtseins. Der Werth des Handelns liegt aber nicht in einer Reihe von Bravouren, sondern in der Durchführung des Großen und Ganzen.

Vom Verhandeln.

Ich kann nichts Besseres thun, als hier eine nicht ganz ungefährliche Seite der Länge nach abschreiben, die ich in den Werken des großen Meisters guter und schlechter Geschäftskunst, Francis Bacon Lord Verulam, gefunden habe. Sie steht in den „*Essayes or Counsellis, Civill and Morall*“ und ist betitelt: „*Of Negotiating*“.

„It is generally better to deale by Speech then by Letter; And by the Mediation of a Third, then by a Mans Selfe. Letters are good, when a Man would draw an Answer by Letter back againe; Or when it may serve, for a Mans Justification, afterwards to produce his owne letter; Or where it may be Danger to be interrupted, or heard by Peeces. To deale in Person is good, when a Mans face breedeth Regard, as Commonly with Inferiours; Or in Tender Cases, when a Mans Eye, upon the Countenance of him with whom he speaketh, may give him a Direction, how farre to goe: And generally, where a Man will reserve to himselfe Libertie, either to Disavow, or to Expound.

... It is better, to sound a Person with whom one Deales, a farre off, then to fall upon the point at first; Except you meane to surprize him by some Short Question. It es better Dealing with Men in Appetite, then with those that are where they would be.

... All Practise is to Discover, or to Worke. Men discover themselves, in Trust; in Passion; At unaware; And of Necessitie, when they would have somewhat done, and cannot finde an apt Pretext. If you would Worke any Man, you must either know his Nature, and Fashions, and so Lead him; or his Ends, and so Perswade him; or his Weaknesse, and Disadvantages, and so Awe him; or those that have Interest in him, and so Gouverne him. In Dealing with Cunning Persons, we must ever Consider their Ends, to interpred their Speeches; And it is good, to say little to them, and that which they least looke for. In all Negotiations of Difficultie, a Man may not looke to Sowe and Reape at once; But must Prepare Business, and so Ripen it by Degrees.“

Das ist erschöpfend; und ich thäte vielleicht besser, hier zu schließen, als die noch folgenden Ausführungen mit dem Hinweis auf neuere Verhältnisse zu entschuldigen.

Vielesche Verhandlungen führen in verwickelten Dingen nie zum Ziel. Das geschriebene Wort macht mißtrauisch: den Schreiber, weil es unwiderruflich verbindet, den Empfänger, weil es nächtern, berechnet und verklaufelt klingt. Hierzu kommt das unlösbare Problem alles Schreibens: so zu stilisieren, daß der Leser nicht anders lesen kann, als der Schreiber sprach.

Daher sagt sich beim ersten Zusammentreffen nach schriftlichem Verkehr

Jeder der Beiden: „Ich hatte mir den Anderen schlimmer vorgestellt“. Ist Das nicht der Fall, so ist die Entree vergebens.

Im Vortheil ist der Unterhändler, der vom anderen unterschätzt wird. Kleine Schwächen der Auffassung und des Benehmens haben schon Manchem genügt, der es nicht ahnte, und Viele haben sich um den Erfolg gebracht, weil sie zu wenige Fehler begingen.

Glaube nicht, Etwas dadurch zu erreichen, daß Du alle Einwände vorwegnimmst und widerlegst. Niemand läßt sich ad absurdum führen.

Es ist nicht möglich, einem Menschen zu überzeugen, geschweige zu überreden. Führe neue Thatfachen und Gesichtspunkte an, aber insistire niemals. Die beste Stärke liegt darin, neue Vorschläge zu erfinden, sobald starke Einwände erhoben werden.

Wenn Du Vorschläge machst, so schicke alle schwachen Punkte voraus. Rechne nie darauf, daß Dein Gegner Etwas übersehen könnte.

Setze stets voraus, Dein Gegner sei der Geschicktere.

Denke Dich beständig an die Stelle Deines Gegenüber. Proponire nur, was Du selbst in seiner Lage annehmen würdest, und erwäge bei Allem, was man Dir sagt, die Interessen, die dahinter stecken. Denke nicht nur für Dich, sondern auch für den Anderen.

Eine besondere Geschicklichkeit besteht darin, von vorn herein zu erkennen, welche Punkte die größeren Schwierigkeiten machen werden, und diese Punkte von Anfang an in den Vorverhandlungen zu klären.

Es ist eine nützliche Gewohnheit, vor allen noch so ernstern Verhandlungen ein paar Minuten allgemeine Unterhaltungen zu führen. Man erkennt im Voraus die Stimmung, die Absichten und oft das Ergebnis.

Bei geschickten Menschen, die in Verhandlungen erfahren sind und sich kennen, genügen wenige Worte, um wichtige Dinge zu entscheiden. Ein unerfahrener Zuhörer würde kaum erkennen, daß sie mit der Frage in Zusammenhang stehen, und oft nicht einmal fühlen, ob eine Ablehnung oder Zustimmung erfolgt ist.

Wenn man erwägt, wie oft ein Spaziergang, ein Mittagessen, ein Kopfschneiden oder ein Gähnen über das Entstehen und Schicksal großer Unternehmungen entscheidet, so ist es zweifelhaft, ob man über die Stärke oder über die Schwäche der Menschen erstaunen muß.

In letzter Instanz entscheidet die Ansicht, die die Menschen von einander haben. Ungemessener Aufwand von Studien, Vorarbeit und Mühwaltung sachkundiger Kräfte wird vergeudet, — und schließlich erkennen zwei Führer, daß die Sprechweise des Einen dem Anderen unsympathisch ist.

Im Allgemeinen lege auf Verhandlungen keinen zu großen Werth. Ist Deine Geschäftspolitik — mit anderen Worten: Deine Vorausicht der

zukünftigen Entwicklung — richtig, arbeitest Du mit geeigneten Mitteln und in zutreffender Schätzung Deiner Kräfte, so werden die Geschäfte Dich auffuchen und die Verhandlungen werden nebensächlich werden. Die größte geschäftliche Stärke — und eigentlich die einzige — ist der Vorsprung. Im Gegenstand, in Beziehungen, in technischen Erfahrungen, in Organisation, in Arbeitsweise. Befasse Dich heute mit den Geschäften, die Andere in einem Jahr machen werden, und Du bedarfst keiner Kunstgriffe, keiner Diplomatie und keiner Verhandlungskunst.

Von Geld und Vermögen.

Man hört oft: Der und Der ist durch glückliche Spekulationen reich geworden. Mir ist unter den Hunderten von großen Vermögen, deren Geschichte ich kenne, kaum ein einziges bekannt, das durch Börsenspekulation oder ähnliche Manöver entstanden wäre. Spekulation ist Spiel; und wenn sich Jemand am Spiel bereichert hat, so ist es entweder das Spiel der Anderen oder das Falschspiel gewesen.

Die Genußfähigkeit der menschlichen Natur wird überschätzt. Ein wirklich reicher Mann kann nur einen verschwindenden Theil seiner Einkünfte in Genüsse umsetzen; und je mehr Genußgüter er sich verschafft, desto schwächer werden seine Beziehungen zu diesen Dingen, seine Herrschaft darüber und seine Besitzesfreude. Angenommen, Jemand besäße so viele Landhäuser, daß er nur einen Monat des Jahres jedes bewohnen kann: so wird ihn der immaterielle Gedanke, Herr und Eigenthümer zu sein, schwerlich darüber hinwegtäuschen, daß er überall nur ein Gast und Fremder ist.

Hieraus erklärt sich die Abneigung der Reichsten gegen die Anhäufung von Genußgütern, in der minder Begüterte den Inbegriff der Wünsche sehen. Aller Ueberschuß des Besitzes über die zur Befriedigung der Genußfähigkeit dienende Menge bedeutet Macht; Macht jedoch nur in den Händen Derer, die zu herrschen und große Gedanken zu verwirklichen wissen. Die Ausübung dieser Macht erfordert die selbe Arbeit und den selben Kampf wie ihr Erwerb. Deshalb ist es ein widerwärtiger Anblick, die Zügel der Besitzesherrschaft in den Händen thörichter und kraftloser Erben zu sehen; ziellos vergeuden sie tausendfältige Kräfte, die zum Dienst der Menschheit bestimmt waren.

Große Vermögen entstehen nicht durch Spiel; sie entstehen aber auch nicht durch Arbeit. Der Gesamtbesitz der Welt an Gütern ist so gering, daß tausend und tausend unfreiwillige Hände beitragen müssen, um dem Einen, dem Frohnherren, die Goldhaufen zu thürmen. Das, was die wunderbare Wirkung herbeiführt und die Massen veranlaßt, einem Fremden zu Liebe

ihre Taschen zu öffnen, sind Monopole. Monopole, durch Gesetz, durch Lage, durch Intelligenz oder durch Priorität besiegelt. Ein englischer Herzog besitzt ackergroße Landstriche in der londoner City: das Monopol der Lage zwingt Tausende von Kaufleuten, die nur in der Nähe der Bank haufen können, einen großen Theil ihres Gewinnes dem Besitzer als Miete zu opfern. Eine Gesellschaft erwirbt das geschliche Monopol des Zündhölzerverkaufes in einem lateinischen Staat; und Jeder, der eine Cigarette anzündet, zahlt gezwungen den Bruchtheil eines Centimes in die Kassen der Unternehmerin. Ein Hüttenmann entdeckt eine Eisenlegirung, die neue und werthvolle Eigenschaften besitzt; und auf jeder Panzerplatte und jeder Messerklinge lastet ihm ein antheiliger Tribut, so lange er das Monopol der Intelligenz zu wahren weiß. Ein Bankhaus hat seit hundert Jahren jede Anleihe seines Staates finanziert und das Vertrauen des Publikums bewahrt: das Monopol der Priorität wird dafür sorgen, daß von jedem Thaler Landes Schulden ein Pfennig an den Schaltern seiner Emissionstellen hängen bleibt.

•

Einst herrschten die Starken und Tapferen. Als Fürsten und Adelige ehren wir heute ihre Erben. Das Erbtheil ist zwar nicht die Stärke, wohl aber ihre Begleiterin: die Geinnung. Die vererbt und überträgt sich; und neben ihr die Rasse. Und wozu hat es schließlich die Menschheit gebracht als zu reiner Rasse und edler Geinnung?

Das soll sich ändern. Heute sollen nicht mehr die Starken und Tapferen, sondern die Klugen und Reichen herrschen. Denn was soll die Stärke? Es giebt keine Handgemenge, keine Ringkämpfe und keine Turniere mehr. Und was die Tapferkeit? Unsere Kriege werden nicht mehr mit Blut, sondern mit Geld gewährt. Maschinen arbeiten gegen Maschinen, Panzer gegen Panzer. Der Ingenieur, der Chemiker, der Finanzmann sind Feldherren. Das neueste Gewehr, das beste Pulver, das schnellste Boot fesseln den Sieg. Unser Herrgott kämpft nicht mehr auf der Seite der stärksten Bataillone, sondern auf der Seite der modernsten Gießerei.

Und das Kapital! Als das Blut der Welt rollt es durch die Adern des Verkehrs. Es schwemmt den angehaunten Besitzer von seiner Scholle, es befruchtet die Sierras und Pampas, es erstarrt zu Eisensträngen, die sich durch die Völkergrenzen bohren, es berauscht die schwachen Staaten zur Anechtenschaft, es wäscht jeden Flecken und beizt jeden Schild, — und strömt zurück, tausendfach schwellend, in die Behälter, aus denen es floß.

Es giebt nichts Betrübenderes als die Erkenntniß, daß wir der Pluto-

fratic rettunglos verfallen sind. Noch widerstehen ihr drei oder vier germanische Staaten; auf wie lange?

*
*

Ich sehe die Herrscher der kommenden Zeit und ihre Kinder. Hässliche Menschen mit großen Schädeln und stechenden Augen, Menschen, die beständig sitzen; sitzen und zählen, rechnen, beraten. Jedes Wort eine Thatfache, jeder Blick ein Urtheil, jeder Gedanke auf Das gerichtet, „was ist“. Vielleicht werden sie etwas mehr Kultur als ihre Brüder von heutzutage besitzen, wahrscheinlich weniger Gesundheit. Und ihre Nachkommen! Alles hat sich vererbt, nur nicht Geist und Kraft. Ein mattes, nervenschwaches Gesindel, krankhaft, verwöhnt, launisch und willenlos. Eine Drachenbrut, liegen sie auf überkommenen Schätzen, zu faul, sie zu mehren, und zu schwach, sie zu erhalten. Und Die von ihnen werden die Besten sein und sich den Dank der Besonnenen erwerben, die durch Spiel, Verschwendung und Leidenschaft einen Theil Dessen der Welt erstatten, was der Welt gehörte.

Unaufhaltsam naht das goldene Gespenst. Das Volksbewußtsein schnuppert ängstlich und wittert seine Geisternähe. Aber die arme Volksseele hat außer der metaphysisch scharfen Nase nur grobe Organe. Sie denkt in den unbeholfensten Sammelempfindungen und kennt nur zweierlei Anschlag: Vivat und Percat. Die Sammelempfindung, die das Gespenst erweckt, ist Haß, mit etwas Neid gepfeffert, und der Schreckensruf hallt wider an den Stellen, wo nicht eben das Hirn, wohl aber das Mundwerk der Nationen arbeitet: in den Werkstätten der Gesetzgebung.

Die wirkt seit Jahrzehnten instinktiv. Vielleicht ist Das gut: nicht allein, weil es den Wünschen der Wähler und der Wähler entspricht, sondern auch, weil der parlamentarische Instinkt immer noch zuverlässiger ist als der parlamentarische Verstand. Man wünscht, dem Kapital zu Leibe zu gehen. Das ist berechtigt und im Sinne der plutokratischen Gefahr nothwendig. Aber man schämt sich dieses gesunden Instinktes und sucht nach „Auswüchsen“ (das Wort ist vorzüglich) des Handels oder irgend einer anderen Sache. Das ist fehlerhaft. Ergebnis: man vernichtet die Börsen (als ob in diesen munteren und unentbehrlichen Cercles jemals belangreiche Vermögen entstanden wären) und veranlaßt durch andauernde Belästigung die Waarenhäuser, ihre Betriebe erheblich zu erweitern.

Es wäre mir lieber, wenn an die Stelle instinktiver Abneigung und planloser Verfolgung klare Erwägung und bewußtes Handeln treten könnte.

Die Bekämpfung der Geldherrschaft ist ein Ziel, aber kein Programm. Deshalb zunächst: was soll erstrebt werden?

*
*

Sicherlich wäre es das Einfachste, durch das bekannte Rezept der Verstaatlichung des Kapitals neben anderen Beschwernissen auch die ganze Frage der Gesherrschafft ihres Inhaltes zu erledigen. Ich muß diese Hoffnung Jüngeren überlassen; denn Einem, der vierzig Jahre lang sich in Menschenkenntniß und im Einmaleins geübt hat, fehlt die Unbefangenheit, die solchen Glaubens Würze ist.

Wenn es nun doch bei der Anhäufung der Schätze fürs Erste sein Bewenden haben muß, so gestehe ich, daß das Szepter des Reichthumes in den Händen von Männern wie des alten Krupp, Pullmans oder Montefiores mir ungefährlicher scheint als die Insignien politischer Macht bei legitimen und konstitutionellen Fürsten von der Art Louis Philippes oder Friedrich Wilhelms des Vierten.

Der erträglichste und deshalb erstrebenswertheste Zustand der Gesherrschafft scheint mir daher erreicht zu sein, wenn die Tüchtigsten, Fähigsten und Gewissenhaftesten auch die Reichsten sind. Ich möchte für diesen Zustand der Kürze halber das Wort „Euplutismus“ gebrauchen. Nach Euplutismus strebt in dunklem und verworrenem Drang der Volkswille und die Gesetzgebung aller Länder. Warum sollte dies Streben nicht ausgesprochen und mit geeigneten Mitteln verfolgt werden?

Nur annähernd wird der Zustand des Euplutismus erreichbar sein. Mit ähnlicher Annäherung vielleicht, wie es uns heute gelingt, die Weisesten zu Volksvertretern, die Tapfersten zu Heerführern, die Gerechtesten zu Richtern und die Edelsten zu Herrschern zu machen. Ist aber das Ziel an sich erstrebenswerth, so ergeben sich die Wege von selbst.

Solcherlei Wege sind:

Progressive Einkommensteuer.

Hohe Abgaben auf Erbschaften, Mitgiftten und Schenkungen.

Bestenerung des nichtarbeitenden Vermögens, in erster Linie der fremden Anleihen.

Verringerung der zufälligen Monopole durch Verstaatlichungsrechte auf Bergwerke, Verkehrsunternehmungen und städtischen Grund und Boden.

Bernichtung der Monopole für Staatslieferungen.

Staatliche Kontrolle der Konventionen, Syndikate und Trusts.

Hohe Dotirung der oberen Staatsbeamten.

Reiche Zuwendung von Staatsmitteln für Zwecke der Wissenschaft und Kunst.

* * *

Ich merke, daß ich bei Dem, was allgemein als Zweck der Geschäfte gilt, dem Reichthum, seiner Entstehung und seinen Gefahren, allzu lange

mich aufgehalten habe, und will zum Schluß versuchen, die Summe Dessen zu ziehen, was sich aus dem Besprochenen als Lehre zusammenfassen läßt. Sie würde lauten:

Suche die materiellen Bedürfnisse Deiner Zeit zu erkennen.

Suche die einfachsten Mittel zu finden, um ihnen zu genügen.

Lerne durch Organisation Deine Arbeitskraft vervielfachen.

Sehe von Deinen Konkurrenten voraus, daß sie geschickter, fleißiger und ehrlicher sind.

Aber ahme ihnen nicht blindlings nach, fürchte sie nicht und traue ihnen nicht.

Und bemühe Dich, geschickter, fleißiger und ehrlicher zu sein als sie.

Ich bitte, zu entschuldigen, Leser, wenn diese Grundsätze zu einfach und der bürgerlichen Moral allzu sehr sich nähernd erscheinen. Ich bin dieser Moral niemals aus dem Wege gegangen und mutmaßte von Dir, dem Jüngeren, trotz kultureller Vorgeschrrittenheit das Selbe. Auch bleibt es Deiner philosophischeren Anschauung freigestellt, aus solcher Annäherung nicht eine Bestätigung meiner Sätze, sondern ein weiteres Argument der Erfahrung zur Bekräftigung eben dieser bürgerlichen Moralbegriffe zu entnehmen.

Anschließend an die letzten Worte dieser Aufzeichnungen erlaubt sich der Herausgeber, darauf hinzuweisen, daß dem etwas leichten Ton, mit dem ernste Fragen des sittlichen Bewußtseins gestreift werden, erfreulicher Weise die vorwurfsfreie Lebensführung des Verfassers gegenübergestellt werden darf. Obwohl er mit Leib und Seele dem Handelsstande gehörte, hat der Verstorbene in allen Fragen des Lebens eine über das Pflichtgemäße hinausgehende sittliche Stärke der Anschauung bekundet, deren Werth noch wesentlich vertieft worden wäre, wenn ihr die Grundlage der Religiosität nicht gefehlt hätte. Zur Rechtfertigung muß ferner betont werden, daß mein Oheim im Herzen eines slavischen Nachbarreiches wohnte und so dem unmittelbaren Einfluß germanischer Kultur entriekt war. "Vielleicht aus dieser Luthardt erklärt sich seine etwas besangene Befürchtung vor plutokratischen Zuständen, die speziell in Deutschland, wo die Trennung der gesellschaftlichen Schichten unter vorherrschend militärischem Einfluß durchaus gesichert ist, kaum jemals sich geltend machen dürften. Und unter ähnlichen Gesichtspunkten ließe sich des Verfassers idealisierende Auffassung von den Geschäften des Handels — oder besser: des Zwischenhandels — beurtheilen, die er als berechtigt, nämlich, ja selbst als wünschenswerth anzuerkennen scheint. Denn bei aller Rücksicht, die man selbst in maßgebenden Kreisen auf die Bestrebungen des Kaufmannsstandes zu nehmen gewohnt ist, wird sich kaum in Abrede stellen lassen, daß „billig kaufen und theuer verkaufen“ den alleinigen Grundsatz solcher Geschäfte bildet, die demnach keine andere Charakteristik verdienen als die kürzlich von kompetentester Seite ertheilte: eines notwendigen Uebels.



Mutterschaft und geistige Arbeit.

Unter dem Titel „Mutterschaft und geistige Arbeit“ haben Frau Adele Gerhard und Fräulein Helene Simon eine umfangreiche psychologische und soziologische Studie veröffentlicht, die auf Grundlage einer internationalen Erhebung und mit Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung diesen Theil der Frauenfrage einer ernsten, mit warmer Theilnahme und großer Sachkenntniß vorgenommenen Prüfung unterzieht.

Niemand wird es ihnen verargen, daß sie die selbstgesetzten Grenzen mehr als einmal überschritten haben. Nicht nur, weil es ungleich zweckdienlicher ist, bei Persönlichkeiten wie Annette von Droste-Hülshoff oder Fernan Caballero als bei Sappho oder Deborah, bei der äolischen Dichterin Erinna und anderen Berühmtheiten des Alterthumes zu verweilen, obwohl das westfälische Edelfräulein nicht verheirathet, die Spanierin von deutscher Abkunft nach dreimaliger Vermählung kinderlos geblieben ist. Sondern vor Allem, weil die meisten Berufsarten nach Vorbedingungen ergriffen worden sind, die auch nach Abschluß der Ehe ihren vollen Werth für diejenigen Frauen behalten, die ihre ganze Jugend daran gegeben haben, das vorgesezte Ziel zu erreichen, und denen es in den meisten Fällen zum Inhalt ihres Lebens geworden ist. Das gilt von der Wissenschaft wie von der Kunst. Wo immer auf diesen Gebieten von der einzelnen Persönlichkeit Gutes und Erfolgreiches geleistet worden ist, wird es ihr schwer fallen, auch nach Eintritt in die Ehe selbständiger Thätigkeit zu entsagen.

Daß aber die normal angelegte, gesunde, schaffensstrebende Frau, ob verheirathet oder nicht, ungeachtet aller ihr von der Natur auferlegten Beschränkungen eine ganz außerordentliche physische und geistige Leistungsfähigkeit besitzt, dafür spricht unter Anderem die weibliche Bethätigung auf einem Gebiet, das, weil es nur mittelbar mit einem bestimmten Beruf in Zusammenhang steht, von den Verfasserinnen des vorliegenden Buches nicht berücksichtigt werden konnte. Der Frau als Reisenden und Erforscherin ferner Regionen gebührt bereits ein eigener, ehrender Abschnitt in der Geschichte unserer Zeit, in dem fast alle Nationalitäten und Kulturländer, Frankreich, Belgien, Deutschland, Rußland, England, Amerika vertreten sind, wenn auch aus naheliegenden inneren und äußeren Gründen die angelsächsische Rasse die am Stärksten betheiligte ist. Der Raum gestattet leider nicht, hier der Bahnbrecherinnen aus früheren Tagen noch all der kühnen, unverdroffenen Nachfolgerinnen zu gedenken, die nicht selten um gelehrter Zwecke willen, ungleich öfter aus philanthropischer Absicht, zuweilen auch nur dem angeborenen Wandertrieb und Zug nach Abenteuern folgend, alle Güter der Civilisation gegen Existenzbedingungen vertauschen, die überhaupt zu ertragen nur einer ganz ungewöhnlichen körper-

lichen Fähigkeit und Stärke des Charakters möglich ist. Vergebens sind solche Kräfte nicht aufgeboten worden. Das weibliche Feingefühl, seine aneignende Macht der Sympathie, seine Gewöhnung des Duldens und der ruhigen Ergebung ins Unermeidliche werden mehr und mehr dazu beitragen, ein neues Element in die Beziehungen unserer Kulturvölker zu den ihnen fernstehenden und zu den barbarischen Rassen zu bringen. Keinem Missionar, sondern einer vereinzelter, gänzlich vereinsamten Frau, der Engländerin Miss Eleffor, ist es gelungen, über einen Negerstamm Westafrikas in Calabar, unter dem sie seit zweiundzwanzig Jahren — und so viel ich weiß, heute noch — lebt, eine solche Autorität zu gewinnen, daß sie wie ein Häuptling geachtet und ihren Befehlen Folge geleistet wird. So brachte sie es endlich dahin, sowohl die bei Begräbnissen üblichen Morde als auch die Gottesgerichte durch den Genuß giftiger Substanzen und die fortwährenden Kriegszüge der einzelnen Stämme gegen einander abzuschaffen. Sie that noch mehr. Der Fluch des schwarzen Kontinentes, die Zauberei, bezeichnet im afrikanischen Westen alle Doppelgeburten als ein Unheil, dessen böse Folgen nur durch den Tod der Zwillingskinder und ihrer Mutter aufgehoben werden können. Die Kinder werden gewöhnlich lebend in Kisten gezwängt und erstickt, die Frau, die ihnen das Leben gab, wird in die Urwälder gejagt und so dem Untergang preisgegeben. Selbst über diese mit religiösen Vorstellungen verquideten grausamen Wahnvorstellungen siegte Miss Eleffors Klugheit und geduldiges Ausharren. Sie verzichtete nie auf den Glauben, auch die Seelen dieser unglücklichen, verlassenen Kanibalen seien noch besseren Regungen zugänglich, und wurde nicht getäuscht. Ein Neger warnte sie mit Gefahr des eigenen Lebens vor einem Anschlag gegen das ihre; als 1897 Miss Kingsley sie in Calabar aufsuchte, war sie Zeuge der Rettung eines Zwillingskindes und seiner Mutter; sie berechnete die Zahl der überhaupt durch Miss Eleffor geretteten kleinen Negerkinder auf viele Hunderte.

Was Miss Kingsley selbst geleistet hat, ist kaum weniger denkwürdig. Als Ichthyologin, um die mächtigen Ströme Westafrikas nach seltenen oder noch unbekanntem Arten von Süßwasserfischen zu durchforschen, hat sie allein und zu wiederholten Malen mehrere Jahre in diesen entlegenen Regionen, meist unter wilden Negerstämmen, zugebracht; das Interesse an den Menschen überwoog auch bei ihr sehr bald die ursprünglich auf wissenschaftliche Zwecke gerichtete Absicht. Sie erlernte mehrere Neger Sprachen und Dialekte, sammelte über Sitten, Gebräuche und religiöse Vorstellungen der Eingeborenen wichtige Beobachtungen und viele noch unbekannt Thatsachen und wollte abermals nach Westafrika zurückkehren, als der Burenkrieg ausbrach. Sie hielt es für Pflicht, ihre in den außergewöhnlichen Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren gestählte Kraft in den Dienst der Opfer des Krieges

zu stellen, begab sich nach Simonstown in ein Burenlazareth, pflegte dort mit höchster Aufopferung Kranke und Verwundete, bis sie der Ansteckung durch das hier herrschende bössartige Fieber erlag und sich einer Operation unterziehen mußte. Es war, um sie zu unternehmen, Niemand als eine weibliche Aertzin zur Hand. Die Operation vermochte sie nicht zu retten. Als Miss Kingsley sich verloren wußte, erbat sie sich die Gunst, allein zu sterben, und verfügte, man solle ihre Leiche ins Meer versenken. Beides geschah. Ihr allein ist die Auszeichnung widerfahren, zuerst mit militärischen Ehren auf ihrem letzten Weg begleitet und hierauf unter dem Seemannsgruß englischer Matrosen den Bogen des Ozeans übergeben zu werden. Eine andere Frau, die noch unter uns lebende Mrs. Bishop, lange unter ihrem Mädchennamen, Isabella Bird, in der Reiseliteratur bekannt, begann als Zweieundzwanzigjährige ihre Forschungen in Nordamerika. Sie bereiste die Sandwichsinseln, dann noch wenig bekannte Gebiete Japans und hat, acht Jahre hindurch, Central-Asien durchforscht. Sie war von 1881 bis 1886 mit einem englischen Arzt verheirathet, lehrte nach dessen Tod nach Asien zurück, durchwanderte Persien, Kurdistan, Sibirien, die Mandschurei, Tibet, China und Korea, gründete im Orient fünf Spitäler und ein Waisenhaus und ist sowohl mit der Feder als durch mündliche Vorträge für das Wohl der asiatischen Bevölkerungen, besonders in Bezug auf Einrichtungen für ärztliche Hilfe und Beistand bei Krankheiten, unermüdllich thätig. Mrs. Bishop ist die erste Frau, die von der Royal Geographical Society zum Mitglied ernannt wurde und die Ehre hatte, vor dieser Körperschaft einen Vortrag über ihre Beobachtungen in Sze Chuan zu halten. Sie war bereits fünfundsiechzig Jahre alt, als sie „zur Erholung“, wie sie sagt, und nach den in Korea bestandenen Strapazen, 1897 die Fahrt den Yangtse aufwärts, von Schanghai bis zu den Bergstämmen der Man-tse, unternahm. Mit geringen Ausnahmen erwiesen sich die Bevölkerungen der von ihr besuchten chinesischen Provinzen durchaus feindsällig. Sie verweigerten der oft zu Tode ermüdeten Reisenden elende Herbergen und Beschaffung von Lebensmitteln, die sich, in den besten Fällen, auf etwas Thee, Reis und zuweilen Geflügel beschränkten, belagerten einmal unter entsetzlichen Drohungen zu mehreren Tausenden das finstere Loch, das man ihr zur Unterkunft für die Nacht angewiesen hatte, und zwangen sie, mit dem Revolver in der Hand sich hinter der letzten schützenden Pflanze zu vertheidigen, die sie noch von ihren wüthenden Angreifern trennte; die späte Dazwischenkunft des Mandarinen, der ihren Paß in Händen hatte und Repressalien fürchtete, rettete ihr damals das Leben. Doch die chinesischen Autoritäten konnten und wollten auch gar nicht verhindern, daß sie zu wiederholten Malen angefallen, einmal einen Schlag auf die Brust, ein anderes Mal einen Steinwurf gegen

den Kopf erhielt, der ihr die Bestimmung raubte und langes Leiden auferlegte. Dennoch hat Mrs. Bishop sich niemals beklagt oder den Schutz der Konsulate in eigener Sache angerufen. Sie nahm es als selbstverständlich hin, wenn Gefahren, die ihr bloßes Erscheinen als Fremde herausforderte, sie bedrohten oder arme, unwissende Menschen sie, wenn sie zum Beispiel photographische Aufnahmen machte, der Magie beschuldigten, weil sie Dämonen in der Kamera verborgen glaubten und ihnen die Macht zuschrieben, schlechtes Metall in Gold zu verwandeln. Die Urtheile in den Reisewerken der Mrs. Bishop über die Chinesen wie über so viele andere von ihr beobachtete Völkerschaften sind durchweg mild, verständnißvoll für ganz fernliegende, schwer zu durchdringende, oft so abstoßende Zustände und niemals durch persönlich Gelittenes beeinflusst. Das Selbe gilt von anderen Berichten aus weiblicher Feder, die sich anführen ließen. Die größere Unabhängigkeit und den Unternehmungsgeist des Mannes ersetzt bei der Frau die passive Widerstandskraft, die es ihr ermöglicht, sich den äußeren Verhältnissen anzupassen, alle Entbehrungen zu ertragen und streng nach den vom Klima vorgeschriebenen, hygienischen Bedingungen zu leben. Ich erinnere nur an die Prinzessin Theresese von Bayern, die den nord- und südamerikanischen Kontinent zu wiederholten Malen durchquert, Wochen und Monate hindurch auf schlechten Dampfern große brasilianische Ströme befahren, in Zelten und zuweilen selbst ohne solche im Freien, nur mit dem Sattel als Kopfkissen, genächtigt, mit gebrochener Rippe einen langen Ritt durch den Urwald fortgesetzt, schwierige Bergbesteigungen und Fußtouren bei sengender Tropenhitze oder im Schnee ausgeführt, mit eiserner Willenskraft sich alle der Gesundheit schädlichen Erleichterungen dabei versagt und dazu noch allabendlich ihre Notizen zu Papier gebracht und ihre Sammlungen geordnet hat. Sie that all Das allein; ihre Begleiterinnen besaßen nicht ihre naturwissenschaftlichen Interessen, theilten aber die Beschwerden der Reise. Zwei von ihnen sind später Wittinnen und Mütter gesunder Kinder geworden, ohne daß ihr eigenes Wohlbefinden durch die überstandenen Anstrengungen gelitten hätte.

Wie hier die Unverheirathete, so ist bei der nichtkatholischen Missionsthätigkeit die Frau als Gefährtin des Gatten vorzugsweise betheiliget. Missionberichte aus jüngster Zeit geben ihr das Zeugniß, daß sie mit dem selben Gelbenmuth wie der Mann, leider oft unter entsetzlichen seelischen und körperlichen Qualen, in den Tod gegangen ist, ohne daß bei den Ueberlebenden der heroische Entschluß ins Wanken gekommen wäre, die gelichteten Reihen unverdrossen wieder zu füllen.

Eben so wenig wie hier, bei einer Vereinnung von körperlichen Anstrengungen mit intellektueller Thätigkeit, versagt bei der Frau in der Ehe die Fähigkeit zu ausschließlich geistiger Produktion. Es verdient gewiß Be-

achtung, daß die größten Leistungen auf den Gebieten der Dichtung, der Kunst, zum Theil auch der Wissenschaft auf Verheirathete zurückzuführen. Es genügt, in nicht zu fernem Vergangenheit und Gegenwart an die allbekanntesten Namen von Madame de La Fayette, Madame de Sévigné, Madame d'Épinay, Madame Dacier, Madame Roland, Madame Vigée-Le Brun, Angelika Kaufmann, Frau von Staël, Mrs. Barret-Browning, Mrs. Beecher-Stowe, George Eliot, Sophie La Roche, Bettina von Arnim, Frau von Ebner-Eschenbach, Mrs. Humphrey Ward, Mathilde Servas, Emilia Pardo-Bazan zu erinnern. Mit der Einschränkung freilich, daß, mit wenigen Ausnahmen, diese Frauen sämmtlich — wenn nicht reich, so doch — vermögend genug waren, um die Aussicht auf materiellen Gewinn nicht zu berücksichtigen. Diejenigen unter ihnen, die in der Memoiren- und Briefliteratur Unvergleichliches leisteten, thaten es aus innerem Antrieb, ohne Rücksicht auf das allgemeine Publikum, und wurden erst nach ihrem Tode berühmt. Weibliche Celebritäten unserer Tage, wie die Mathematikerin und Astronomin Mrs. Somerville, die klassisch geschulte, römische Archäologin Gräfin Lovatelli, Tochter des Herzogs von Sermonea, selbst George Sand und die Gelehrsamkeit mit Genies vereinigende George Eliot, haben, obwohl die beiden zuletzt Genannten längere Zeit in beschränkten Verhältnissen gelebt haben, den eigentlichen Druck der Noth nicht gekannt, während Madame Desbordes-Valmore oder Charlotte Brontë, die ihr ganzes Leben hindurch damit zu kämpfen hatten und mit ihrem Herzblut schrieben, wie so viele Andere unter der ihnen auferlegten doppelten Last der Produktion um des Broterwerbes willen zusammenbrachen. Die unter dem Gebot der Nothwendigkeit geforderte Produktion wird, bei der Frau wie bei dem Mann, nur um den Preis außerordentlicher Willensstärke und Befähigung durchführbar sein.

Daß diese Eigenschaften gegeben sind, beweist die zeitlich verhältnißmäßig so kurze, an Resultaten geradezu verblüffende Geschichte der Frauenbewegung seit den fünfzig Jahren ihres praktischen Auftretens unter den civilisirten Nationen. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Amerika, etwa ein Jahrzehnt später in Europa, begann für das weibliche Geschlecht der Eintritt in den Wettbewerb auf allen Gebieten, mit Ausnahme des Heeresdienstes, den, nach Auffassung der Vertheidiger ihrer Sache, das Kindergebären wettmacht. In den Vereinigten Staaten, wo keine nennenswerthen Hemmungen oder Vorurtheile die Bewegung aufhielten, giebt es weibliche Fabrikinspektoren, Bibliothekare, Lehrer aller Abstufungen, von der Volksschullehrerin für beide Geschlechter bis zu den Rektoren der vier Frauen-Universitäten, wozu noch die fünfte katholische, kürzlich in Washington eröffnete, zu rechnen ist. Frauen sind Ärzte, Professoren, Geistliche, Missionare, Advokaten, Rechtskundige, Reporter, Journalisten, Studenten auf allen Hoch-

schulen, die dort beiden Geschlechtern ohne Unterschied zugänglich sind. Vier Staaten haben ihnen das gleiche Wahlrecht wie den Männern, fünfundzwanzig eine beratende Stimme in Schulsachen, ein Staat das Wahlrecht bei den Gemeindevahlen, mehrere Staaten ein Gleiches in Strauerfragen erteilt. Auf dieser Höhe der Entwicklung angelangt, ist die Frauenfrage nach allgemeinen, rein menschlichen Gesichtspunkten zu beurtheilen; für beide Geschlechter ist hier *mens sana in corpore sano*, Begabung und Widerstandskraft der einzelnen Persönlichkeit das Entscheidende.

Ueber den Umstand, daß die Frau, physisch doppelt belastet, den Kampf ums Dasein aufnimmt, über eine prinzipielle Unterscheidung also zwischen Unverheiratheten und Verheiratheten, wird, mit Ausnahme einiger Rechtsfragen, kein Wort mehr gesagt. Es ist Sache der Einzelnen, mit den Verhältnissen sich abzufinden und gegebenen Falles den Preis zu zahlen, der von allen Kämpfenden ohne Unterschied gefordert wird. Wie hoch er ist, geht daraus hervor, daß in mehreren Staaten der Union die Gesetzgebung schützend eintreten und Maßregeln gegen den Gatten ergreifen muß, der nicht nur den Unterhalt der Familie auf die Schultern der Mutter seiner Kinder abwälzt, sondern auch sich selbst von ihr unterhalten läßt. In solchen Fällen ist die Scheidung und die Verpflichtung zu bestimmten pekuniären Leistungen des Vaters vorgesehen. Bedenklicher, weil nicht nur Ehe und Familie, sondern das Wohl des Staates gefährdend, ist ein anderer, von Mrs. Jenwid-Miller auf dem internationalen Frauenkongreß zu London (International Council of Women) im Juli 1899 zur Sprache gebrachter Punkt. Der Unmöglichkeit der Ausübung eines speziellen Berufes für die Mutter einer großen Familie soll durch Beschränkung der Kinderzahl und Herbeiführung von Zuständen gesteuert werden, denen Frankreich aus ökonomischen Motiven den Rückgang seiner kaum mehr stationären Bevölkerung und den drohenden Verlust seiner Machtstellung in der Welt verdankt.

Im Zusammenhang damit und der Vollständigkeit wegen gedenken die Verfasserinnen von „Mutterchaft und geistige Arbeit“ auch des von einer Winderheit niemals ganz aufgegebenen Versuches, das Dilemma dadurch zu umgehen, daß sie die Ehe überhaupt ablehnt und mit dem Besiß des Kindes sich zufrieden giebt. „Der verhängnisvolle Trugschluß“, wie sie ihn mit Recht bezeichnen, dürfte zu seinen Gunsten kein anderes Argument als die Leichtigkeit anzuführen haben, mit der er sich ins Praktische übertragen läßt. Aber eben dadurch ist er gerichtet. *Darkness visible* ist das unvermeidliche Ende. Ich kenne einen englischen Roman, worin dieses Problem der freien Liebe mit großer Feinheit behandelt und die unglückliche Mutter durch das eigene Kind, die Tochter, verurtheilt wird, die Rechenschaft von ihr fordert und sie dadurch in den Tod treibt.

In Bezug auf den Bruch der Frau mit Sitte und Gesetz, auch in solchen Fällen, wo der religiöse Konflikt für sie ausgeschlossen bleibt, spricht, berebter als jede Fiktion, das Verhalten einer der überlegensten Frauen, die das Unglück hatte, durch eine solche Erfahrung zu gehen. George Eliot — so erzählte mir selbst eine Freundin, Mrs. G., die sie genau kannte — litt so schwer unter dem Druck ihres durch die Umstände in den Augen vieler zwar entschuldbaren, aber immerhin ganz illegalen Verhältnisses zu Mr. Lewes, das sie, auf der Höhe ihres Ruhmes, sich nicht entschließen konnte, in London allein über die Straße zu gehen.

Die Einsicht, daß nach dem fast überwiegenden Zeugniß sowohl der von Adele Gerhard und Helene Simon angeführten Experten als nach den Lehren der Erfahrung gewisse Berufsarten, vor Allem die Schauspielkunst, den Mutterpflichten fast unerträglich erscheinen, hat die geniale und wahrhaft menschenfreundliche Königin von Rumänien, Carmen Sylva, zu dem Ausspruch veranlaßt: „Unter dem Nebenberuf der Frau dürfen vor Allen die Kinder nicht leiden, weder körperlich noch geistig. Wenn es sich nicht vereinigen läßt, ist es einfach, unverheirathet zu bleiben.“ Darauf muß leider erwidert werden: Das ist eben nicht einfach. Es giebt Imponderabilien, die sich jeder Berechnung entziehen, und dazu gehört das menschliche Herz, besonders das weibliche. Keine Begeisterung für intellektuelle Güter beeinträchtigt die Rechte der Natur und die Ansprüche des Gefühls; keine uns bekannte Fraueneigenschaft hat, auch wo die Wahl zwischen Hunger und Liebe, diesen zwei großen beherrschenden Mächten der Welt, lag, aus Rücksichten der Klugheit auf ihr weibliches Glück verzichtet; kein Mädchen kann bei der Berufswahl voraussehen, ob, wann und wie ihre weiblichen Geschicke sich erfüllen werden. Gerade die Begabtesten haben unbedenklich lieber den Lorbeer sich von der Stirn genommen als ihnen entsagt: ich erinnere nur an das noch unvergessene Beispiel von Sofie Kowalewskij.

Glücklicher Weise sind so tragische Lösungen nicht die Regel, sondern die Ausnahme. Nicht nur, weil es doch zufällig auch gute Ehen giebt, in denen die Arbeit des Lebens entweder getheilt oder die Frau in die begünstigte Lage versetzt wird, ihren Antheil am Erwerb nicht nothgedrungen fortsetzen zu müssen, sondern vor Allem, weil die Durchschnittsziffer von einem bis zu vier Kindern, die für die überwiegende Zahl der Ehen als Norm angenommen wird, sehr oft auch späte Eheschließungen oder die von Experten mehrfach erwähnte Entlastung durch hilfreiche Verwandte und andere häusliche Einrichtungen bei dem Wegfall gesellschaftlicher Verpflichtungen der Frau die zum geistigen Schaffen nothwendige Zeit sichern.

Die verheiratheten Frauen sprechen sich denn auch einstimmig günstig aus. Die umbrische Dichterin Klinda Brunamonti, die schon als vierzehn-

jähriges Mädchen außergewöhnliche Erfolge hatte und nach einer glücklichen Jugend in glücklicher Ehe als Mutter zweier Kinder lebte, sagt: „Durch eine angemessene Eintheilung, die mich an Zeit verlieren läßt, durch eine meinem Geist eigene Geschwindigkeit und durch meine robuste Organisation gelangt es mir, allen Pflichten zu genügen, sowohl denen in der Familie als jenen der Weiterbildung und Produktion“. Alinda Brunamonti lebt abwechselnd in der kleinen Stadt Perugia und auf dem Lande. Optimistisch wie das ihre lautet das Urtheil aller Frauen, die frei mit ihrem Talent schalten konnten. Eine von ihnen, eine angelsächsische Schriftstellerin von Ruf, erwähnt, sie habe ihren Kindern zu Liebe ihre intellektuelle Arbeit zwanzig Jahre hindurch unterbrochen und sie dann, ohne merkliche Abnahme der Kraft, bis zu ihrem acht- und siebenzigsten Jahre weitergeführt. Dagegen darf nicht verschwiegen werden, daß auch ausschließlich literarisch beschäftigte Frauen, wie zum Beispiel die ganz hervorragende Schriftstellerin Arwède Barine, die in Paris lebt, den Gegensatz zwischen mütterlichen Pflichten und den Ansprüchen einer literarischen Laufbahn als einen unveröhnlichen bezeichnen. In Bezug auf den ärztlichen Beruf, worin die Frauen so Großes leisteten, besonders während der Kalamitäten, die, vor Allem in Indien und Rußland, durch Hungersnoth und epidemische Krankheiten ungeheure Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit gestellt haben, lauten die Ansichten widersprechend, wenn auch die Erfahrung vorwiegend zu Gunsten der Möglichkeit einer Fortsührung des Berufes in solchen Verhältnissen spricht, wo die Hegepeitsche materieller Noth die Frau nicht erbarmungslos zur Gewinnung des Lebensunterhaltes zwingt. Eine solche ist aber bei allen übrigen wissenschaftlichen Disziplinen nur in den Ausnahmefällen zu erwerben, wo Sitten, Anschauungen und die sozialen Verhältnisse der Frau durch die mit dem gelehrten Beruf verbundene Lebensstellung ein festes Einkommen gewähren. In den Vereinigten Staaten, die schon auf der Stufe angelangt sind, wohin die Frauenfrage in anderen Ländern noch strebt, sind fast alle Universitäten — mit Ausnahme der katholischen, die, wie bereits gesagt, das Trinity College in Washington ausschließlich für weibliche Studenten bestimmt haben — den Frauen offen. Der Bericht der Unterrichts-Kommission für 1896 und 1897 zählt jedoch nur 15000 Studentinnen auf, die sich für einen ausschließlich gelehrten Beruf vorbereiteten. Hier hat augenscheinlich schon die Erkenntniß gesiegt, wie Angebot und Nachfrage, vornehmlich nach Lehrkräften, entscheiden müssen. Das Selbe gilt für Kanada, wo seit siebenzehn Jahren die akademischen Grade Frauen ertheilt werden und nur sieben Prozent der Schulpflichtigen bis zum Universitätsstudium gelangen. In Frankreich, wo die Lage eine sehr günstige ist, kommen 817 weibliche auf 28264 männliche Studenten. Von den 245 Frauen der Universität Paris haben 87 Medizin, 53 Arzneikunde,

37 die schönen, 18 die exacten Wissenschaften, 2 das Rechtsstudium gewählt. In dieser Zahl, wie unter den 362 Frauen, die von 1875 bis 1888 den Dokortitel erhielten, sind neben den Französinen auch Fremde einbegriffen. Daß in Oxford und Cambridge, wo die akademischen Grade im Gegensatz zu den Hochschulen Schottlands und den englischen Gründungen jüngerer Datums den Frauen verweigert, diese aber zu den Prüfungen zugelassen werden, junge Mädchen ihre männlichen Nebenbuhler in der Mathematik, in den naturwissenschaftlichen und philologischen Fächern geschlagen und die größten Auszeichnungen davongetragen haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Es genügt, an die Namen von Miß Fawcett und Miß Le Page-Renouf zu erinnern. Keine von ihnen hat, meines Wissens, ihre Kenntnisse praktisch verwertet. Miß Le Page-Renouf hat sogar, durch philanthropische Beweggründe bestimmt, die klassische Philologie aufgegeben, um nachträglich Medizin zu studiren. Aber auch in England wird der gelehrte Beruf von verhältnißmäßig wenigen Frauen ergriffen, obwohl dort, wie in Amerika, ihre Thätigkeit in der Journalistik, in der schönen Literatur, der Novellistik vor Allem, in der Kunst auf allen ihren Gebieten eine täglich zunehmende ist. Die Quantität ist überwältigend: über die Qualität freilich wird mehr und mehr geklagt und die Gegenwart, nicht zu ihrem Vortheil, mit der Vergangenheit verglichen. Das Niveau der Dichtung in Poesie und Prosa, das in den früheren Tagen des viktorianischen Zeitalters — und zwar nicht zum Wenigsten durch den Antheil des weiblichen Genius — so hoch war, ist gesunken und es wird von den kompetentesten Richtern hinzugefügt, daß der gelehrte Ballast und die Abhängigkeit der Thesen, zu deren Gunsten er aufgegeben wird, die späteren Werke von George Eliot und die ganze Produktion von Mrs. Humphrey-Ward zum Nachtheil der künstlerischen Wirkung beeinflusst. Den Beweis, inwieweit erworbenes Wissen die Naturanlage fördert oder ihr hinderlich werden kann, hat der weibliche Genius noch nicht erbracht. Jedenfalls darf auch ihm die sichere Grundlage der Schulung nicht fehlen.

Wir müßten die Eigenart unseres Volkes, sein Bestreben nach Erkenntniß, den idealen Zug der Liebe zu geistigen Gütern verkennen, wollten wir daran zweifeln, daß gerade in Deutschland, wo die Anforderungen geistiger Bildung so hoch gestellt sind, die Frau auch künftig ihre ganze Kraft, selbst mit Gefahr für Gesundheit und Leben, einsetzen wird, um in dem einmal aufgenommenen Kampf ebenbürtig neben dem Mann zu bestehen. Und aus innerer Ueberzeugung füge ich hinzu: es bleibt ihr keine andere Wahl. Aber zugleich hat mich das Gefühl der Verantwortung, in einer so folgenreichen Sache eine persönliche Meinungsäußerung abzugeben, noch im Jahr 1890 dazu veranlaßt, mit Berufung auf die deutsche Dichtung und Rechtsauffassung daran zu erinnern, wie die Betheiligung der Frau am politischen Leben und

der politischen Agitation, ja, selbst ihr Eintritt in den Wettbewerb der geistigen Berufsarten, mit Ausnahme des Lehrberufes für ihr Geschlecht, des ärztlichen und damit der Krankenpflege in weitestem Sinn, dem Empfinden unserer Klasse und ihrer Auffassung von der Stellung des Weibes, wie Literatur, Geschichte und Entwicklung des nationalen Lebens sie erfaßt und ausgebildet haben, nicht entsprechen. Das glaube ich auch heute noch. Die Schlussfolgerungen, zu dem die Verfasserinnen des Buches über Mutterschaft und geistige Arbeit gelangen, sind kaum dazu angethan, diese Bedenken zu mildern. Sie sagen: „Da die Hinausschiebung geistiger Arbeit in ein späteres Lebensalter zuweilen Schädigung, oft directes Verkümmern des Könnens bedeutet, so ist in der Mehrzahl der Berufe zwischen geistigem und künstlerischem Schaffen und dem erfüllten Frauenleben ein Konflikt unvermeidlich. Eine Lösung des Konfliktes scheint uns ausgeschlossen, weil sowohl die Unterdrückung der Frau als Geschlechtswesens als auch die des Schaffenstriebes Gefahr für den Einzelnen wie für die Allgemeinheit in sich birgt.“ Diese Anschauung ist sogar pessimistischer als die meine. Eine prinzipielle Unterscheidung zwischen der unverheiratheten und der verheiratheten Frau erscheint, ich muß es wiederholen, deshalb unzulässig, weil in der Zukunft noch mehr als bis jetzt die Mädchenjahre auch die Studienjahre sein und die äußeren Umstände darüber entscheiden werden, ob Ehe und Mutterschaft die begonnene Arbeit zu unterbrechen haben oder nicht. Unüberwindliche physische Schwierigkeiten sind bei der normal gefunden und leistungsfähigen Frau nicht zu fürchten. Die Ueberbürdung tritt erst mit der Nothwendigkeit des Erwerbes ein; und mit allem Nachdruck möchte ich noch einmal davor warnen, ihn nicht in geistigen Berufsarten zu suchen, wo er, in absehbarer Zeit und nicht nur bei uns in Deutschland, nicht zu finden sein wird. Es giebt in Amerika weibliche Reporter und Journalisten, die in Chicago oder New-York zwischen 15000 und 30000 Mark jährlich verdienen. Aber von den tausend weiblichen Reportern, die bei der letzten Zählung in den Vereinigten Staaten thätig waren, verdienen die meisten, noch dazu in großen Städten, nur tausend bis zweitausend Dollars im Jahr und ihr Handwerk ist so peinlich, oft so abstoßend und der guten Literatur wie dem gutem Geschmack so wenig förderlich, daß eine der Vorstehenden des International Congress of Women 1899, ohne Widerspruch zu finden, erklären konnte, das Scheuern von Dielen wäre dieser Beschäftigung vorzuziehen. Das Schicksal der 36000 italienischen Volksschullehrerinnen, deren Einkommen zwischen 250 und 600 Lire jährlich schwankt, hat Ada Negri, die es an sich erfuhr, mit zorniger Empörung in ihrer Dichtung verewigt. In Deutschland ersparen Staat, Gemeinde und Private ihren Angestellten so bittere Erfahrungen. Allein wie Viele, die schon jetzt, bei verhältnißmäßig beschränkter Konkurrenz, vergebens auf eine Anstellung

hoffen und darauf angewiesen sind, vor den ihnen verschlossenen Pforten der staatlichen und wissenschaftlichen Anstalten ihre gelehrten Kenntnisse schriftstellerisch in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern zu verwerthen! Glücklich, wenn sie dafür einen Verleger finden, noch glücklicher, wenn er zahlt! Einzelne bevorzugte Ausnahmen kommen hier nicht in Betracht. Nur die erzählende Literatur, vor Allem der Roman, vermag den Lebensunterhalt, nicht selten den Reichthum zu geben. Der Minderheit geistig überarbeiteter Frauen steht leider ein ganzes Heer von solchen weiblichen Wesen — und auch Männern — gegenüber, die die Literatur überhaupt nur in der Form der Unterhaltungsliteratur kennen und aus dieser ihren geistigen Bedarf schöpfen. Es ist in dieser Beziehung als ein Glück zu betrachten, daß die wachsenden Bedürfnisse der Gesellschaft, besonders die soziale Frage in allen ihren Formen, die unbeschäftigte, in sträflicher Gleichgiltigkeit dahin lebende Frau eben so sicher ausschließen werden, wie sie es heute schon mit dem unbeschäftigten Manne thun. Die Arbeit drängt von allen Seiten, aber es sind der Arbeiter noch lange nicht genug. Erwacht nur einmal die Einsicht, ein Jeder und eine Jede von uns besitze die Fähigkeit, nicht Großes, aber Gutes zu thun, eine Lücke auszufüllen, einer leiblichen oder geistigen Noth hilfreich entgegenzukommen, dann werden Romanzeitungen und Feuilletons zwar an Abonnenten und deren Verfasser an Einnahmen verlieren, die Menschheit aber wird unendlich gewinnen. Ich kann hier nicht der Schöpfungen gedenken, die ganz besonders durch weibliches Organisations-talent ins Leben gerufen worden sind. Dem Kind, der Wöchnerin, der verlassenen und rathlosen Jugend der Großstadt, den Arbeiterfamilien, den Gefangenen und den aus Strafanstalten Entlassenen, den Schwachen, den Genesenden, den Alkoholisten und deren Opfern, all den Schiffbrüchigen auf dem uferlosen Meer des Stendes wird auf diese Weise weibliche Hilfe zu Theil.

In den großen Metropolen bewältigen die Vorsteherinnen solcher Organisationen, Klubs, Vereine oder Bureaux die Arbeitlast von Verwaltungen, die sich über ganze Länder und selbst auf überseeische Verbindungen erstrecken. Eine uns bekannte, schlichte, jetzt alt gewordene Frau hatte, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1890 bereits sechzigmal die Ueberfahrt nach Kanada gemacht, um auf dortigen Farmen theils verwaiste, theils in den Straßen Londons von ihren Eltern verlassene kleine Mädchen und Jungen als Landarbeiter unterzubringen. Die Kapitäne der Schiffe, selbst viele Passagiere kannten sie und halfen, wo sie konnten. Die Dampferlinien gewährten Preisermäßigungen. In Kanada übernahmen andere Frauen die Obhut über ihre Schutzbefohlenen. Wohlthätige Menschen ermöglichten ihr das Werk, dem der Aufenthalt der Kinder in einem Asyl voranging, bis sie gesundheitslich und geistig befähigt waren, die Reise anzutreten.

Diese Wohltäterin verlangte keinen anderen Dank als Ueberzeugung ihrer Photographien, wenn es ihnen geglückt war, eine Lebensstellung zu finden. Die meisten dieser Bilder zeigen uns gut gekleidete, zufriedene, augenscheinlich in guten Verhältnissen lebende junge Leute. Die Kinder, fünfzig an der Zahl, die sie jedesmal einschiffte, sahen nicht mehr herabgekommen aus, sondern auffallend stark, oft schön, mit roßigen Gesichtern. Das leistete Jahrzehnte hindurch eine unbemittelte Matrone. Es bedarf nur des Beispiels praktisch organisirter Thätigkeit, um den guten Willen, dem die Verwendung fehlt, in richtige Bahnen zu lenken.

Seit Beginn unserer Civilisation hat das weibliche Geschlecht als solches in der christlichen Laienwelt das nicht zu unterschätzende Gewicht seiner Entfagung in die Wagtschale der menschlichen Geschicke geworfen. Seit kaum fünfzig Jahren ist es vom Zuschauertraum auf die Bühne, vom passiven zu thätigem Eingreifen in die Oeffentlichkeit gerufen: mit dem Kopf, mit dem Herzen, mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Die Frau am Wenigsten darf ihr Recht auf Entwicklung der ihr gegebenen Fähigkeiten mit den Ansprüchen der Selbstsucht auf individuelles Glück verwechseln, wenn es nur auf Kosten anderer Persönlichkeiten zu erreichen ist. Eben so ist für die unverständene Frau, von Carmen Silva als Diejenige definiert, die die Anderen nicht versteht, kein Platz mehr auf dieser beschäftigten Welt. Doppelt belastet, aber auch doppelt verpflichtet, von selbstloser Hingebung, Einfachheit des Lebens, Reinheit des Wandels und der Gesinnung getragen und von jenem unverstüßbaren Idealismus befeelt, der das Vorrecht ihrer Natur ist, tritt die Frau im Wettkampf des Lebens auf die Seite des Guten.

Nicht nur Pflege und Vermehrung des Wissens, sondern Veredelung der Sitten, Festigung des Charakters, eine Botschaft der Liebe erwartet die Welt von ihr. Der Hüterin des häuslichen Herdes, der Mutter kommender Geschlechter vertraut sie nicht nur den Mann und das eigene Kind, sondern alle geistig und materiell Enterbten an. Auf dem Lehrstuhl, in der Klinik, in praktischer Werkthätigkeit oder die Feder in der Hand: überall ergeht an sie der Ruf, dem die erste Schriftstellerin Italiens, Mathilde Serao, die Romandichterin, so beredten Ausdruck verleiht: „In der Reise der Jahre ist mir die Wahrheit klarer und lichter, der Weg erkennbarer, die Pflicht deutlicher geworden. Die Eitelkeit von Schönheit und Jugend, die Trugbilder glänzenden Wahnes sind mir in ihrer vollendeten Wirklichkeit erschienen, die Täuschungen vom Baum meines Lebens abgefallen wie welke Blätter im Herbst. Doch wenn man aufgehört hat, an eine Sache zu glauben, so glaubt man an eine andere. Es giebt schmerzvolle, mächtige, heroische und unselige Existenzen, die Niemand kennt, bleiche Gestalten von Männern und Frauen, die nicht von Liebe im gewöhnlichen Sinn bewegt sind, über deren Schicksalen

nicht die großen Ausbrüche der Leidenschaft, sondern andere Motive des Handelns, dauerndere, reinere, leidvollere Empfindungen walten. Diese Tragödien sind unheilbarer, dunkler, würdiger des Verzeihens und des Mitleids. Meine sterblichen Augen haben diese Menge gesehen und einsame Helden unter ihr erkannt. Mein Geist hat sich mit dem Band innigster Theilnahme diesen ungenannten Märtyrern verbunden. Und Thränen des Erbarmens drangen mir für sie aus dem Herzen. Wenn jetzt meine arbeitende Künstlerhand über einen anderen Gegenstand schiebe, so verdiene sie, verflucht zu werden.“

München.

Lady Blennerhassett.



Hände.

Wenn ich in den Ferien als Mediziner bei meinem Onkel, dem Landarzt, zu Besuch weilte, liebte er es, mich auf seinen langen und beschwerlichen Wegen zu den Kranken mitzunehmen.

„Etwas besonders Wissenschaftliches lernst Du da freilich nicht lernen“, pflegte er zu sagen, „obgleich wir alten Landbader immerhin Erfahrungen haben, von denen sich Eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Aber Du sollst sehen, wie sauer sich Unseiner sein Brot verdienen muß, auf daß es Dir besser ergehe auf Erden! Und“ — wie alle alten Aerzte aus der früheren Zeit machte er gern seine witzigen Bemerkungen — „Du sollst hinter das philologische Geheimniß kommen, daß das Adjektiv aurea in dem Merkwort aurea praxis sich nicht von aurum, das Gold, sondern von aura, die Beschneigung, ableitet.“

Nach einer solchen Bemerkung senkte er den Kopf und schaute mich mit blinzeln den Augen von der Seite an; und so oft ich auch den „aurea-Witz“ schon gehört hatte: dieses schlaue Blinzeln seiner Augen über den oberen Brillentrand verhalf mir immer von Neuem zur Möglichkeit, ihm meinen Beifall durch ein herzlich es Lachen auszudrücken, das er, angenehm berührt durch die Wirkung seines Witzes, mit einem liebevollen Rippenstoß quittirte.

„Was?“, sagte er dann, „ganz dumm wird man doch durch die Bauern nicht! Man darf nur nicht schon ein latenter Bauer sein, wenn man in die Prags kommt; dann wird man auch in Paris kein Kirchenlicht!“ Und ein solcher Ausdruck, wie „latenter Bauer“, freute ihn Tage lang.

Auf diesen Wanderungen durch die Dörfer und diesen anstrengenden Märschen im Gebirge habe ich viel Elend gesehen und große Noth; und wenn ich nichts Anderes heimgebracht hätte als eine Vertiefung meines Mitleids und eine leidenschaftliche Liebe zu den armen Kranken, so wären diese Wege doch köstlich und schön gewesen. So aber erfreute ich mich noch außerdem an der herrlichen Landschaft, für die der Onkel sich ein warmes Gefühl bewahrt hatte und die mir zu weisen, ihn immer von Neuem entzückte; lernte ich die Wunder

der märchenhaften Nachtgänge durch die schweigenden Felder keimen und die Geheimnisse der dunklen Waldmorgen, that einen erstaunten Blick in die Seelen der Bauern und Arbeiter, mit denen ihr geliebter Arzt in ihrer seltsamen Sprache verkehrte, und ergöhte sich immer von Neuem an den krausen Einfällen des Onkels, der bei all seiner Müh und Plage und bei dem Ernst seines Berufes das Herz eines Kindes besaß, — mit allen Launen und Wünschen eines solchen, aber auch mit seiner Freude und seinen Begehrlichkeiten. Und ich denke gern an jene Abende zurück.

Unvergeßlich aber wird mir eine Augustnacht bleiben, wo der Onkel an mein Bett trat und mich fragte, ob ich Lust habe, ihn sofort zu einem Schwerkranken ins Gebirge zu begleiten; der Wagen warte und ich müsse mich spaten, wenn ich mitwolle; viel Zeit sei nach dem Bericht des Boten nicht zu verlieren. Ich machte mich rasch fertig und wir fuhren in dem offenen Wäglein davon.

Es war die ruhigste, feierlichste Sommernacht, die ich erlebt habe. Wie in einem entzückenden Märchen lag Dorf und Feld im Mondschein träumend da; und das Klappern der Pferdehufe, das Wiehern und Schnauben der Thiere war der einzige Ton, der die unendliche Stille unterbrach. Der Bote saß neben dem Kutscher auf dem Vord, der Oheim hatte sich in seinen Radmantel gehüllt und schien ein Wenig weiter zu schlafen. Ich aber schaute träumend in die flimmernde, schimmernde Mondlandschaft. Mein Herz war durch die merkwürdige, geruhige Schönheit der schlafenden Felder, durch die geheimnißvolle Klarheit der zitternden Luft, durch das Leuchten des sternübersäten Himmels in eine glückliche Erregung versetzt und ich schaute mit staunenden Augen in das Wunder, das mich umgab. Ich athmete tief auf; mir war, als ob ich noch niemals die Größe der Welt und ihre Schönheit so klar gefühlt hätte wie in dieser schweigenden, verträumten Nacht; und ein Glücksgefühl, daß ich zu dieser Welt gehöre, erfüllte mich und ließ meine Augen überquellen. Ich fühlte, wie meine Blicke klarer wurden, wie diese beglückende Philosophie des Einsseins meiner Seele mit der Seele der Landschaft mich gefangen nahm und ruhig und selig machte, selig, wie die religiöse Vorstellung von der Seligkeit, und ich wußte, daß die flimmernde, schwingende Luft rings um mich aus dem selben Stoff sei wie meine Seele.

So mag wohl eine Stunde dahingeflossen sein, ohne daß ich ein Bewußtsein der verströmenden Zeit hatte. Der Weg war steiler geworden, die Pferde gingen langsamer und blieben endlich stehen. Ich nahm dem Onkel seine Instrumententasche ab und wir stiegen hinter dem Boten den steilen Fußpfad hinauf, der zu dem Hause des Erkrankten emporführte.

Als wir auf der Höhe des Bergkammes angelangt waren und plötzlich, wie eine Schneelandschaft, nur viel dustiger und zauberischer, die Ebene im Mondlicht vor uns lag, mußten wir Beide einen Augenblick tiefathmend stehen bleiben. Ein feiner, bläulich weißer Schimmer lag über der ganzen Landschaft, die Felder und Bäume waren ganz in die durchsichtigen Schleier des Mondlichtes gehüllt und die Sterne schienen in dieser Höhe näher zu leuchten und inniger zu blinken; eine Sternschnuppe fiel ruhig in schönem Bogen über den Himmel und der Mond lächelte auf die Erde hernieder. Mein Oheim aber wies im Weiterschreiten auf zwei Gestalten hin, die auf dem schmalen Fußwege, scheinbar ganz nah, einem einsamen Gehöfte zuschritten.

„Das ist der Pfarrer und der Sakristan“, sagte er. „Wir müssen rasch gehen; die Beiden haben das selbe Ziel wie wir.“

So beschleunigten wir unsere Schritte und traten nur wenige Minuten nach dem Geistlichen in die Stube des Schwerkranken. Es war eine geräumige Bauernstube, der Mondschein fiel in einem breiten Streifen ins Gemach, während der übrige Theil des Zimmers nur schwach von zwei Kerzen erleuchtet war, zwischen denen ich ein Kreuzifix stehen sah. Nah dem Fenster und im Mondschein war das Lager des Kranken. Der Priester stand schon bei ihm, leise betend; ein stilles Kopfnicken begrüßte uns und wir traten an das Bett des Sterbenden. Er lag mit bleichem, angstvollem Gesicht auf seinem Kissen; das Gesicht war weißer als das Bettlaken und mühsam hob sich, wie zu einem schweren Seufzer, seine entblößte Brust. Er schaute mit unsäglich traurigen Augen den Dunkel an; es war, als müßte er sich erst lange, lange besinnen, wer die fremden Menschen seien, die an sein Bett getreten waren; keine Regung in seinem Angesicht verrieth, daß er seinen Arzt erkannte. Dann schaute er lange zu dem Geistlichen hinüber und schloß schwer seufzend die Lider.

Der Dunkel hatte sich über die Brust des Kranken gebeugt und horchte auf den Herzschlag des still Gewordenen. Er horchte länger, als ich es sonst bei ihm gewohnt war, dann hob er den Kopf und winkte mich herbei; und auch ich horchte auf den matten werdenden Puls des müden Perzens. „Eine innere Blutung“, sagte der Arzt leise und nickte dem Pfarrer verständnißvoll zu; „wir werden noch eine Einsprizung machen“, sagte er dann zu mir. Ich reichte ihm die kleine Spritze und das Fläschchen mit dem scharfriechenden Kampferöl und trat vom Bett zurück. Auch der Sakristan war zum Pfarrer getreten, hatte ihm die kleine Büchse mit dem Salböl gegeben und stand nun mit gefalteten Händen wieder neben mir im Dunkel des Gemaches. Es war ganz still im Zimmer, die Athemzüge des Sterbenden waren seltener geworden und mir schien, als ob ich die Bewegungen der Lippen des Pfarrers hören müßte, der lautlos sein Gebet sprach. Und er nahm die Watte und gab dem Sterbenden die letzte Salbung auf den Weg, während der Arzt seine Spritzennadel unter die Haut des Verschwindenden einführte.

Und nun schien mir plötzlich alles Licht auf die Hände der beiden Männer gesammelt, die um den Kranken bemüht waren; der Streifen des Mondscheins, der durch das Fenster in die Stube fiel, schien auf einmal die Leuchtkraft des Sonnenlichtes zu bekommen und hob sich scharf von dem Dunkel der Umgebung ab. Und in diesem hellen, weißen Licht sah ich nichts als den bleichen, blutleeren, entblößten Körper des Menschen, der seinen letzten Seufzer aushauchen mußte, sah seine ergebenen, müden, auf Alles vorbereiteten Hände, die auf der Brust gekreuzt waren; sah auf jeder Seite des Körpers emsig beschäftigte Hände, links die feierlichen, ihr pathetisches Amt versehenen Hände des Priesters, der die Hände des Sterbenden salbte, und rechts die nervösen, eilenden Hände des Arztes, der an der Spritze hantirte, die dem letzten, flackernden Flämmchen des Lebens noch neues Öl zuführen wollten. Und wie ich so auf diese bewegten Hände sah, die allein in Licht getaucht waren, während schon die Arme der Beiden im Dunkel verschwammen, da wuchsen sie vor meinen erregten Blicken ins Riesige: wie ein grandioses Monument des Lebens schien mir diese Gruppe von Fingern,

diese Hände des Menschen, um den sich irdische und himmlische Mächte bemühten, diese bleichen, abgearbeiteten Finger, die für das Diesseits und Jenseits gerettet werden sollten. Und jetzt, da der Pfarrer mit seinen ersten Fingern die linke Hand des Sterbenden salben wollte, an der die Finger des Arztes beschäftigt waren, und von ihrer Seite herübergriffen zu der Seite des Arztes, da war es eine Sekunde lang, als ob ein Kampf um den Besitz die vier Hände errege, als ob sie sich den Raum streitig machen wollten. Aber die Brust des Kranken hob sich in diesem Augenblick, ein langgezogenes Gurgeln, angstvoll und schauerlich, erschütterte seinen Körper, — dann war es still im Gemach. Und die Hände des Arztes, die schon so oft über Tod und Leben entschieden hatten, hoben sich von der Brust des Verstorbenen und machten zum Pfarrer hinüber eine ruhige Bewegung, als wollten sie ihm sagen, daß er gesiegt habe. Da antwortete die Rechte des Priesters mit einer verzichtenden Neigung und machte ein Kreuz über den Toten. Und die Hände der Beiden verschwanden aus dem Licht . . .

Die Strahlen des Mondes aber lagen breit und ruhig auf den gefalteten Händen des Verstorbenen; und lagen so ruhig auf den Händen des Toten, wie sie früher auf denen des Lebenden geruht hatten. Die Beiden, Pfarrer und Arzt, schüttelten einander freundschaftlich die Hände; und wir traten wieder in die Landschaft hinaus.

Und in jener Sommernacht, als wir wieder in unserem Wagen saßen und durch den Mondschein nach Hause fuhren, der Onkel fest in seinem Radmantel gehüllt und in seiner Wagenecke scheinbar ruhig und befriedigt nach der anstrengenden Arbeit schlummernd, während ich in meiner Jugend das ganze Pathos der miterlebten Todesstunde eines Menschen nachfühlte, in jener Sommernacht, durch die ich im glücklichen Gefühl des Einsseins mit der Natur zu dem Kranken gefahren war und die auch jetzt noch schön und herrlich und überwältigend in ihrer Ruhe und träumerischen Klarheit vor meinen Blicken sich ausbreitete, in jener Nacht, als ich von dem Sterbelager eines mir fremden Bauern dahinfuhr, wurde mir klar, daß die Philosophie der Zusammengehörigkeit der Menschen zu der Natur doch nicht den letzten Rest der menschlichen Sehnsucht befriedige, daß sie eine Lücke habe; daß die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit doch nur bis zur Haut des Menschen reiche, nicht tiefer, und daß im Menschen Etwas zittere und bebe, sich sehne und dränge, das im Gegensatz zu der ewig gleichgiltigen Ruhe der Natur stehen muß; daß unsere Seele denn doch nicht das selbe Fluidum sei wie die zitternde, flimmernde Luft, die da rings um uns ausgegossen ist . . . Und in jener Stimmung beugte ich mich auf die Hand des Arztes herab, um sie zu küssen; und ich hätte, wenn der Pfarrer an meiner Seite geseßen wäre, eben so innig seine Hände geküßt . . .

Es war gut, daß der Onkel schlief und scheinbar von meiner Erregung nicht merkte; denn er hätte sonst wohl allen Respekt vor seinem Nefen, dem Mediziner, in jener Sommernacht verloren.

Und so fuhren wir durch die bläulich schimmernde Mondnacht, zwischen schlafenden Wiesen und Feldern, zwischen verträumten Bäumen, durch die stille Landschaft dem Hause des Oheims zu.



Das Aktiengesetz.

Das Volk verlangt nun einmal nach Gesezen. Es hat den Glauben, daß alles Böse durch den Gesezesbuchstaben zu beschwören sei. Wie aber das Gesetz wirken soll, wie weit es gehen muß, um das zu bekämpfende Uebel wirklich an der Wurzel zu fassen: Das wissen die Massen nicht, die nie Charlatanerie von legislativer Einsicht unterscheiden gelernt haben. Und es gelingt um so leichter, ihre Gunst zu erwerben, je weniger das Gebiet bekannt ist, das von der Gesetzgebung bestrachtet werden soll. Zu diesen Gebieten gehört Alles, was mit der Börse in Zusammenhang steht. Man sollte Das eigentlich nicht annehmen dürfen. Denn die Börse ist ein Institut, über das Jeder spricht. Wenige verteidigen es rückhaltlos, die Meisten verdammen es in zornigem Uebereifer. Es giebt nicht viele Menschen, die es auf ihren Eid nehmen könnten, noch niemals von den Früchten des Giftbaumes genoscht zu haben, und trotzdem haben alle diese Leute vom Wesen der Börse eine eben so unzutreffende Vorstellung wie von der Natur der Aktiengesellschaft. Diese allgemeine Unkenntniß spiegelt sich nun auch in unserer Gesetzgebung wider. Von unseren sonst ja sehr wackeren Reichstagsabgeordneten haben die Wenigsten hinter die Coulissen des Aktienhandels geschaut; und Die es thaten und daher mit dem innersten Wesen der Materie recht vertraut sind, sitzen unter jenen Parteien des Parlamentes, die den kapitalistischen Schwindel für eine der größten Offenbarungen des Zeitgeistes halten, und verwerthen ihre Beredsamkeit, um jede solide Bestimmung aus dem Gesetz hinwegzudiktiren. Unter den Oppositionsparteien aber, die geneigt sind, die Auswüchse der kapitalistischen Produktionsweise zu bekämpfen, fehlt wieder jede intime Kenntniß der Dinge. Man hat da wohl die unbestimmte Vorstellung, daß auf der anderen Seite Unrecht als Recht verfochten wird, und der Unwille darüber bricht sich in ethischen Tiraden Bahn. Aber es fehlt die Fähigkeit, dem Gegner auf dem Boden der Thatfachen entgegenzutreten. Aus dieser eigenartigen Lage der Dinge heraus ist die Genesis des Börsengesetzes zu begreifen. Das Volk forderte nun einmal ein Gesetz. Es war zum Theil auch nothwendig geworden. Aber es mußte schließlich doch etwas Mangelhaftes herauskommen. Das Börsengesetz brauchte viel weniger umfangreich zu sein, wenn man rechtzeitig erkannt hätte, daß der sogenannte Börsenschwindel nur durch eine Aenderung des Aktienrechtes ins Herz getroffen werden kann. Das Börsengesetz kann ja das Publikum immer nur vor der Ueberspaltung beim Börsenhandel schützen. Auf den Werth und den Charakter der Aktie selbst hat es natürlich keinen Einfluß. Was nützt es aber, wenn eine an sich unsolide Aktie in der solidesten Form gehandelt wird? Nun kann man zwar einwenden, das seit dem ersten Januar 1900 geltende Handelsgesezbuch habe mannichfache Verbesserungen auch in den Bestimmungen des Aktiengesetzes gebracht. Das soll nicht geleugnet werden. Aber diese Aenderungen lassen eben doch jene intime Kenntniß der Dinge vermissen, ohne die man dem Schwindel nie auf den Pelz rücken kann; daher bleibt eine Verschärfung und nochmalige Umgestaltung des Aktiengesetzes dringend nothwendig. Man kann auch mit einiger Sicherheit darauf rechnen, daß nach den unvermeidlichen Katastrophen, die der Niedergang der Konjunktur mit sich bringen muß, die Stimme des Volkes sich regen und nach neuen Gesetzgebungsmaßregeln verlangen wird. Sollte

man im Lande des allgemeinen Stimmrechts ihr Gehör schenken, so müßten die aus den letzten Vorgängen geschöpften Erfahrungen in geeigneter Weise verwertet werden.

Alles, was sich bisher vor unseren Augen abgepielt hat, ließ jedenfalls eine Bestimmung des Aktiengesetzes mindestens sehr problematisch erscheinen: nämlich die Verantwortlichkeit der Aufsichtsrathsmitglieder. In den Fällen, wo es gelang, ihnen Untreue oder absichtliche Täuschung der Aktionäre nachzuweisen, fühlte sich das Rechtsbewußtsein befriedigt. Aber wie schwer ist solcher Nachweis! In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, in denen die Herren Aufsichtsräthe Betrügereien der Direktoren Jahre lang geschehen ließen, mußte man, wohl oder übel, ihren guten Glauben annehmen. Was man ihnen vorwerfen konnte, war also höchstens eine grob fahrlässige Handlungsweise. Das Aktiengesetz macht in solchen Fällen die Aufsichtsrathsmitglieder mit ihrem Vermögen haftbar. Das wäre zunächst ja ganz schön, da die Herren meist Vermögen besitzen. Aber fast alle Vorgänge der letzten Zeit, besonders die bei den Spielhagenbanken, zeigen, wie laßch solche Regreßansprüche behandelt werden. Der selig entschlafene Baron von Cohn hat durch seine Fahrlässigkeit das Publikum mindestens um zehn Millionen geschädigt. Von den Millionen, die er in Form von Dividenden und Lantienmen zu Unrecht erhalten hatte, erklären die Erben sich jetzt bereit, drei Millionen gütigst herauszuzahlen. Bei den Aufsichtsräthen der dresdener Kreditanstalt werden wir voraussichtlich etwas ganz Kehnlisches erleben. Das ist ja auch insofern kein Wunder, als ohne Zweifel solche civilrechtlichen Schadenersatzansprüche immer sehr schwer festzustellen sind. Ferner aber liegt die Beschlussfassung über diese Ansprüche in den Händen der Generalversammlung; und wer da weiß, welche alberne Komödie eine solche Generalversammlung ist, Der wird sich selbst sagen können, in wie wenigen Fällen es den Aktionären gelingt, mit ihren Regreßansprüchen durchzubringen. Natürlich müssen die Regreßansprüche weiter bestehen bleiben, denn die Aufsichtsräthe sind berufen, den Vorstand im Interesse der Aktionäre zu überwachen, und, wenn sie dieser Obliegenheit nicht nachkommen, zum Schadenersatz verpflichtet. Aber neben der civilrechtlichen Verantwortlichkeit müßte dem Strafrecht, müßte dem Staatsanwalt eine weitgehende Befugniß zugewiesen werden. Solche gewinnbringende Fahrlässigkeit sollte mit Gefängniß bis zu einem Jahr und Geldstrafe bis zu 20000 Mark bedroht sein. Allerdings wäre es dann nöthig, den Paragraphen 314 des Handelsgesetzbuches zu ändern, der heute Mitglieder des Aufsichtsrathes und des Vorstandes, die wesentlich falsche Darstellungen geben, nur mit Gefängniß bis zu einem Jahr und mit Geldstrafe bis zu 20000 Mark bedroht. In diesem Falle wäre Gefängniß nicht unter einem Monat, im Höchstenmaß bis zu fünf Jahren, und Geldstrafe bis zu 40000 Mark am Platz. Vielleicht thäte man auch hier gut, die geringste Geldstrafe auf 5000 Mark festzusetzen und darüber hinaus dem Richter freien Spielraum zu lassen. Ich bin sonst kein Freund von Strafbestimmungen; aber da die civilrechtliche Verantwortlichkeit den Herren Aufsichtsräthen zu geringe Sorgen macht, so würde die Furcht vor dem Staatsanwalt die Bequemen auf die Aufsichtsrathsposten verzichten lassen und die Bierigen bestimmen, für ihre hohen Bezüge doch wenigstens Etwas zu leisten. Bei so strengen Strafen würden auch die meisten Finanzleute sich hüten, nach wie vor eine Anzahl von Aufsichtsrathstellen zu übernehmen; dadurch wird es ihnen heute ja geradezu unmöglich gemacht, selbst wenn sie es wollten, ihre Pflicht zu thun.

Die Höhe der von mir vorgeschlagenen Strafen rechtfertigt sich auch durch die sehr große Gemeinfährlichkeit solcher Fahrlässigkeit. Denn durch die überläßige Geschäftsführung von Direktion und Aufsichtsrath werden in vielen Fällen mehr Menschenleben geopfert als durch die That manches gemeinen Verbrechers.

Ein wichtiger Punkt, der außerdem noch der Aenderung bedarf, betrifft die Aufstellung und Veröffentlichung der Bilanz. Freilich: für die Aufstellung bestehen recht präzise und klare Vorschriften. Aber nicht in dem selben Maße für die Veröffentlichung. Besonders fehlt im Gesetz jede Vorschrift über den Inhalt des Geschäftsberichtes. Es ist ganz interessant, daß im Hypothekendarlehen-gesetz genaue Einzelaufgaben für den Geschäftsbericht obligatorisch gemacht worden sind. Bei allen übrigen Aktiengesellschaften aber bleibt der Direktion überlassen, was sie hineinschreiben will. Nun ist ja freilich auch die genaueste Angabe des Geschäftsberichtes oft von recht zweifelhaftem Werth. Wenn zum Beispiel die Aktiengesellschaften in der Waarenfabrikation ihre Waarenbestände selbst ganz genau aufzählen, so taun' man' der Vaie doch nie' jaywet eil' End' von veriff' Wertig machen. Bei den Waarengeschäften kommt noch hinzu, daß durch eine Veröffentlichung der Bestände Interna des Geschäftes der Konkurrenz verrathen werden können. All diese Gründe sind aber nicht stichhaltig für die Banken und die sogenannten Trustinstitute. Die geben in den allermeisten Fällen aus ihren Effekten- und Konjunktialbeständen nur eine Auswahl, während es für die Aktionäre geradezu eine Lebensfrage ist, zu wissen, bei welchen Unternehmungen ihre Gesellschaft betheiligt ist. Wesentlicher noch sind andere Punkte. Während die Bilanz das Risiko der Gesellschaft aus dem Effekten- und Konjunktialbestand wenigstens ziffermäßig feststellt, giebt es andere bedenkliche Posten, die ihrer Natur nach in der Bilanz überhaupt nicht zum Ausdruck gelangen können, deren Anführung im Geschäftsbericht also eine gebieterische Nothwendigkeit ist. Nehmen wir den folgenden Fall an: Eine Gesellschaft besitzt etwa für 50 Millionen Mark Wechsel. Von diesen 50 Millionen diskontirt sie am dreißigsten Dezember 5 Millionen Mark an die Reichsbank. In der Bilanz vom einunddreißigsten Dezember figurirt in Folge dieser Transaktion ein Wechselbestand von nur 45 Millionen, während 5 Millionen einen recht ansehnlichen Kassenbestand bilden. Das ist bilanzmäßig korrekt, gewährt aber trotzdem ein ganz falsches Bild vom Status der Gesellschaft; denn bei der Diskontirung mußte die Bank ihre Girounterschrift auf den Wechsel setzen. Sie haftet daher für den Eingang des Wechsels; aber diese Haftbarkeit für die diskontirten 5 Millionen Mark wird überhaupt nicht sichtbar. Es ist al'o durchaus nöthig, daß im Geschäftsbericht der Aktiengesellschaften auch ihre Giroverbindlichkeiten angegeben werden. Ganz ähnlich verhält es sich mit den sogenannten reportirten Effekten. Auch da läßt sich der Status nie genau feststellen. Es ist zum Beispiel einer Bank leicht, über den Bilanztag hinaus ihre nicht ganz bequeme Effekten an ein besreundetes Institut abzuschieben. Aehnlicher Möglichkeiten ließe sich eine ganze Menge anführen. Und solche Dinge können von unsoliden Verwaltungen natürlich zum Nachtheil der Aktionäre ausgenutzt werden. Aber selbst wenn Das nicht geschieht, ist jede Unklarheit schädlich. Deshalb sollte man bei den aktienrechtlichen Bestimmungen einsehen, wenn die Gesetzgeber wirklich das Publikum schützen wollen. Dafür könnte man viele, viele Bestimmungen des Börsengesetzes streichen.

Notizbuch.

Drei preussische Minister sind in die Ostprovinzen gereist. Lange haben sie sich dort nicht aufgehalten; und der Wunsch, die Excellenzen möchten auch die östlichen Winkel kennen lernen und selbst einmal sehen, unter welchen Lebensbedingungen das Gewimmel der *infimorum petiti* da leidend vorwärtszuckriechen sucht, ist unerfüllt geblieben. Doch muß man gerecht sein und sagen: Die Minister haben sich als verständige Männer gezeigt. Sie waren gekommen, um schneller, als es auf dem staubigen Instanzenweg durch die Ressortstufen möglich wäre, in Westpreußen und Posen den Landwirthen Hilfe zu bringen, die durch den Ernteausfall der letzten Winterung schweren Schaden gelitten haben. Und dieser Zweck ihrer Reise wurde erreicht. Besonders soll der Freiherr von Rheinbaben, der neue Finanzminister, sich als einen Mann von Sachkenntniß, gesundem Menschenverstand und über das Miquelmaß hinausreichender Entschlußfähigkeit bewährt haben; und ihm in erster Reihe ist wohl das Ergebnis zu danken: rasche und wirksame Hilfe ohne allzu drückende finanzielle Belastung der östlichen Provinzialverbände. Freilich hatten die Oberpräsidenten geschickt vorgearbeitet. Schade, daß sie kaum Zeit hatten, die Minister bis an die Quellen des Uebels zu führen. Auch im Westen kommen Ernteausfälle und Mißwachserschäden vor; dort aber haben die Provinzen die Kraft, ohne gesamtstaatlichen Eingriff sich selbst zu helfen. Warum? Weil der Westen von edleren Menschen bewohnt, sein Boden besser mit dem Glauben an die Allheilbarkeit der Selbsthilfe gedüngt ist, für die, wenn es sich nicht gerade um Vörsengesetze und Antisemitismus handelt, jede liberale Mannesseele erglöhzt? Nein: weil der Westen eine starke, das Land bereichernde Industrie hat. Werden nicht wenigstens die Anfänge solcher Entwicklung auch dem Osten endlich gesichert, dann wird jeder neue lokale Nothstand die Staatsregierung vor Aufgaben stellen, die nach und nach kaum noch zu bewältigen sein werden. Natürlich sollen die Minister nicht etwa Fabriken gründen. Aber sie sollen dafür sorgen, daß jeder im Osten ausführbare Auftrag in den Osten vergeben wird, und bei Submissionen nicht nur nach dem billigsten Angebot, sondern auch danach fragen, ob das Staatsinteresse nicht dafür spricht, den unter ungünstigen Verhältnissen auf industriellem Neuland Arbeitenden, trotz seiner etwas höheren Preisforderung, mit der Vorsehung zu betrauen. Auf dem weiten Gebiete der Staatsbahnen soll künftig, so wird in Westpreußen erzählt, nach diesem Grundsatz gehandelt werden. Das würde — da ein solcher Gedanke gewiß nicht dem Hirn des Herrn Thielen entstammt, auch von einem einzelnen Ressortminister nicht durchgesetzt werden könnte — beweisen, daß Graf Bülow einzusehen begonnen hat, auch in Preußen gebe es ein Problem des Ostens. Vielleicht merkt er, wenn die Sache ihm richtig dargestellt wird, bald auch, daß ein beträchtliches Staatsinteresse gebietet, die junge ostdeutsche Industrie aus einer Klemme zu ziehen, in die sie ohne eigenes Verschulden gerathen ist. Die Sache ist suchbar einfach. Nur durch eine vernünftige, nicht allzu hitzige, doch erst recht nicht zaghafte Industrialisierung kann der Wohlstand der Ostprovinzen gehoben werden. Nur solche Steigerung des Wohlstandes kann die verheerende Wirkung lokaler Nothstände mindern und vor der slavischen Pluth schützen, die schon alle deutschen Deiche wegzuschwemmen droht. Eine junge Industrie aber braucht, besonders auf schwierigem Boden, Geld und sichere Aufträge. Die Aufträge kann die Regierung in Fülle vergeben;

sie sollte auch die großen Banken zu der Erkenntniß bekehren, daß in den preussischen Ostmarken investirtes Geld nicht unter allen Umständen schlechter angelegt sein muß als das am Stillen Meer, am Baal und am Yang-tse abenteuernde Kapital.

Herr Professor Veberer schreibt mir aus Wien:

„Son der Zukunft wissen wir ja nichts, aber trotzdem läßt sich Dieses und Jenes darüber sagen“, meint mit Jbsens Eylert Udborg der Verfasser eines hier über die „aristokratische Entwicklung der Bourgeoisie“ veröffentlichten Artikels. Prophezeiungen sind immer subjektiv; und wer sich auf eine Überlegung der dort ausgesprochenen Ansichten einlassen wollte, könnte die Zukunft auch nur durch den Spiegel seines Temperamentes sehen. Wohl aber lassen sich Einwendungen erheben gegen die Darstellung der ökonomischen Entwicklung, „in der die kulturellen Wandlungen wurzeln“. Der Verfasser hält sie für so weit vorgeritten, ihre Resultate für gefestigt genug, um darauf weiter zu bauen. Und er setzt Prämissen, die nach heutiger Kenntniß der wirtschaftlichen Verhältnisse nur Hypothesen sind.

Die Kartelle bedeuten zweifellos die ökonomische Festigung der kapitalistischen Produktion, damit auch den Fortbestand des bürgerlichen Unternehmertums; denn die verheerenden, den Weltmarkt erschütternden Krisen sind nur bei anarchischer Produktion möglich. Aber nicht unmittelbar von diesen Krisen droht der kapitalistischen Wirtschaft Gefahr. Die Weltmarktkrisen, lehrt uns die Katastrophen-Theorie, fördern die Konzentration der Betriebe; und indem deren Zahl, die Zahl der Unternehmer, gegenüber den stetig anwachsenden Proletariatsmassen eben so stetig zusammenschrumpft, werde die Expropriation der Expropriateure vorbereitet. Die Konzentration der Kapitalmacht in wenigen Händen ist also die drohende Gefahr für die kapitalistische Wirtschaft; und wenn auch die Kartelle, wie der Verfasser annimmt, in dieser Richtung wirken würden, könnten sie nicht konservierend, sie müßten revolvierend wirken. Thatsächlich aber halten die Kartelle die Konzentration der Betriebe in die Hand der größten Kapitalisten auf und geben in ihrem Rahmen auch kleineren und kleinen Unternehmen Raum zu gesichertem Fortbestande. Daß Diese ihre ökonomische Funktion an die Kartell-Leitung abgeben, macht sie zwar entbehrlich, kann sie aber nicht aus der Welt schaffen. Auch bei der Trustbildung, wo der Unternehmer den thatsächlichen Besitz seines Etablissements, also den letzten Rest der Verfügungsgewalt, aufgibt und durch Uebergabe von Trust-Aktien entschädigt wird, bleibt er dennoch an der Entwicklung der Industrie mitbetheiligt. Ein Verschwinden des von den Großunternehmern unabhängigen Mittelstandes ist demnach nicht abzusehen. Der Bildung einer industriellen Aristokratie als Klasse steht aber auch der Mangel eines fideikomissartigen Institutes entgegen; und so wird der geschlossene Kreis durch eine während mehrerer Generationen fortgesetzte Erbtheilung erweitert werden, — nicht zu vergessen der Thatkraft junger Millionärsöhne, die durch Menschenalter aufgeschwemmte Kapitalien in weit kürzerer Zeit in Circulation zu bringen verstehen. Die Erbtheilung führt ferner zur Bildung von Aktien- und ähnlichen Gesellschaften, die bekanntlich auch zur Demokratisierung des Besitzes beitragen.

Die kartellistische Weltordnung ist nach der heutigen Gestaltung der Dinge des Sozialpropheten letztes Wort. Aber ihr Bestand ist nur gesichert, wenn sie wirklich als Ordnung erscheint, innerhalb ihrer Organisation allen Klassen auskömm-

liche Existenz gestattet, wenn sie das „größtmögliche Wohl der größtmöglichen Zahl“ fördert; denn das Bewußtsein darf nicht zurücktreten, daß die Aufgabe der Produktion in der Befriedigung der Konsumenten, nicht in der Erzielung des Unternehmergewinnes besteht. Wenn die Kartellpolitik nicht von sozialpolitischen Erwägungen bestimmt würde, wäre die Kartellorganisation nur ein Fortschritt auf dem Wege zur Sozialisierung, denn Monopolindustrien können gewiß am Leichtesten vom Staat verwaltet werden. Das ist aber kaum zu befürchten, denn der demokratische Gedanke ist schon zu fest eingewurzelt, um die Wiederkehr eines absoluten Regiments, wenn auch einer neuen Klasse, zu gestatten. Daß auch unter demokratischen Formen aristokratisch — Das heißt: oligarchisch — regiert werden könne, lehrt freilich das Beispiel Amerikas. Aber die Vereinigten Staaten, wirtschaftlich in so mancher Hinsicht ein Spiegel unserer Zukunft, sind in der politischen Entwicklung der Arbeiterschaft wegen deren armoch günstiger Lage zurück; sollten sich drüben erst die Erwerbsverhältnisse der beschloßenen Klassen analog den unseren verschlechtern, dann wird auch die sozialdemokratische als Klassenpolitik Wurzel fassen, die ein allzu tiefes Sinken der Arbeitslöhne, eine unverhältnismäßige Steigerung des Unternehmergewinnes verhütet. Gerade in den Kartellen finden die Arbeiter am Besten ihre Rechnung; und wenn moderne Einrichtungen, wenn die verschiedenen Formen der Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergeinn heute noch auf Widerstand stoßen: soziales Fühlen bildet schon einen so starken Bestandteil unserer Kultur, daß es ohne sie kaum noch verschwinden könnte.

Ist also das Ende des unabhängigen Mittelstandes und des kulturfähigen Arbeiterstandes nicht zu befürchten, dann sind eo ipso die daran für die menschliche Kultur geknüpften Folgerungen widerlegt. Daß während des Bestehens der kapitalistischen Ordnung immer neue Gruppierungen der Klassen eintreten, sei zugegeben. Ein beherrschender Einfluß der materiell Mächtigsten auf das geistige Leben der Nationen ist aber nicht zu befürchten, denn sozialer und kultureller Fortschritt ist immer von den politisch, materiell und geistig Unterdrückten ausgegangen, ob es sich nun um Völkerkämpfe, um nationale oder Klassegegensätze handeln mochte.*

* * *

„Ein Mann, der als Christ und als Franzose geboren ist, sieht sich auf die Satire beschränkt; die großen Gegenstände sind ihm verwehrt. Manchmal versucht er es mit ihnen. Aber bald wendet er sich wieder den kleinen Gegenständen zu, die er durch die Schönheit seines Genies und seines Stils erhebt.“ An diese schwerwichtigen Worte Labruyres wurde ich jüngst durch eine Notiz erinnert, die in einem selbst unter gebildeten Deutschen als lesbar geltenden Blatte Anatole France gewidmet war. Es war die Rede von Monsieur Borgoret à Paris, dem vierten Bande der Romanfolge, die unter dem anspruchsvollen Titel einer „Zeitgeschichte“ das Bild der so zersfahrenen politischen und gesellschaftlichen Zustände des heutigen Frankreichs entwerfen will. Das Buch wurde als Kunstwerk abgelehnt, sein Verfasser pöbelhaft geschmäht, seine humanen Tendenzen mit Worten von kraftmeyerischer Ueberhebung verlacht, sein Stil als blaß und marklos verkleinert, seine Lehre endlich mit so haßerfüllter Bosheit verdächtigt, daß man sich verduht fragen mußte, welche Interessen dieser ohnmächtige Pasquillant zu schützen bestimmt oder bezahlt sei. Ich begreife die Gegnerschaft vollkommen, die Frances Schriftstellerei

in seinem Vaterlande gefunden hat. Seine Kunst, von schöpferischer Phantasie nie sehr stark befruchtet, tritt, seit die „Affaire“ sein soziales Gewissen aufgerüttelt hat, immer mehr hinter die Tendenz zurück, die dieser stolz bewußte Intellektuelle bekennt: Dort bilden sein gelehrtes Wissen, die Ueberlegenheit seiner Denkweise, sein Geschmac, sein Stil, sein Wig eine Macht, die um so unbequemer wird, da die herrschenden Gewalten der Republik sich ihr verbündet haben. Aber was zwingt uns, die Zuschauer dieser tragischen Volkserüttung, dem Begriff der Intellektualität all die aus blinder Parteiwuth geborenen Merkmale anzuhängen, durch die man in Frankreich die Erbitterung gegen Alles, was mit dem Leben in der Idee zusammenhängt, zu wild ausbrechender Leidenschaft zu steigern sucht? Wie dürfen wir dulden, daß ein Namenloser Tausende gegen einen Mann einzunehmen sucht, dessen Worten selbst Rematte und Brunetiere subjektive Wahrheit nicht abzuspochen wagen, weil sie fühlen, daß stärker als dieser politische Gegner kein Patriot von der Noth seines Vaterlandes getroffen und aus der ästhetisirenden Beschaulichkeit des Schöngeistes geschendt worden ist? Darum gerade möchte ich auf France und seine jüngste Schöpfung nachdrücklich hinweisen. Sie ist künstlerisch vielleicht schwächer als die früheren Bände dieser Romansolge; die erfundenen Personen erinnern immer mehr an Photographie. Die Erhöhung des Persönlichen ins Typische läßt mehr als früher zu wünschen übrig. Man fühlt, daß die ästhetische Beurtheilung eines späteren Kunstrichters einer Verurtheilung sich nähern kann. Aber als zeitgeschichtliches Dokument gewinnen diese Bücher vielleicht an Werth. Ihre Satire ist aus Walle, philosophischer Strepis und utopischem Zukunftsglauben fein gemischt. Ihr Gegenstand kein großer, menschliche Thorheit nur in aller Kleinheit ihrer Niedertracht und Gemeinheit; aber wahr und warm behandelt. Man hat France verächtlich zu den Aufklärern gestellt, an die, neben dem positivistischen Bekenntniß, ja wohl sein glatter, durchsichtiger, etwas farbenarmer Stil gemahnt; aber ‚man‘ vergaß, hinzuzufügen, daß der Adel seiner persönlich uninteressirten Gesinnung und seine nach Gerechtigkeit sehende Natur aus den selben fernen Quellen echter Menschlichkeit sich nähert, die der trübe Schlamm ecker Leidenschaft für immer zu stopfen droht. Vielleicht wird man von Anatole France später sagen, er habe als Christ und Franzose geschrieben. Davon scheint der armselige Pasquillant in seiner zeternden Wuth keine Ahnung zu haben.

S.

*
*
*

Herr M. Steuer schrieb mir aus Charlottenburg:

„Nachdem der Sturm Derer, die, gleichviel aus welchen Gründen, die Schutzfrist der Musikalien in Druck und Aufführung von dreißig auf fünfzig Jahre erhöht sehen wollten, abgeschlagen ist, scheint es angebracht, einen orientirenden Blick auf den Musikalienmarkt zu werfen und zu fragen, ob die dreißigjährige Schutzfrist ihm wie der deutschen Musik zum Segen gereicht hat.

Es dürfte bekannt sein, daß die Preise für Musikalien in Deutschland sich im Allgemeinen danach richten, ob die betreffende Komposition noch ‚geschützt‘ ist oder ob sie nachgedruckt werden darf. Für diesen Sachverhalt ist folgende Formel im Umlauf: Ungeschütztes ist billig, Geschütztes theuer. Jeder musikalische Mensch weiß, was der Käufer frei gewordener Musik den Firmen C. F. Peters und Breitkopf & Härtel in Leipzig, Ritolf in Braunschweig, Steingräber u. s. w.

zu danken hat. C. F. Peters in Leipzig hat noch ein Uebrigcs gethan, da er nicht nur Freigewordenes in mustergiltiger Form auf den Markt bringt, sondern auch gute Kompositionen anderer Verleger in seine 'Edition' aufnimmt und zu verhältnißmäßig billigen Preisen verkauft. Aber von diesen Konkurrenzangaben abgesehen, ist der deutsche Musikalienhandel seit Jahr und Tag auf dem von ihm vertretenen Standpunkt stehen geblieben: er berechnet den Musikbogen von vier Seiten Druck mit 50 Pfennigen, wenn er nicht etwa vorzieht, den Preis auf 60 Pfennige zu erhöhen. Besonders talentirte Verleger haben sogar das Kunststück fertig gebracht, einen ungewöhnlich gangbaren Artikel durch Verbreiterung der Notensysteme, durch Vorsatzblätter und ähnliche Praktiken so in die Länge zu ziehen, daß, was 50 Pfennige kosten sollte, thatsächlich 90 Pfennige kostet, was 1 Mark kosten sollte, zu 1,80 Mark verkauft wird. Daß dieses Verfahren eigentlich auf eine Blünderung des kaufenden Publikums hinausläuft: dafür fehlte den betreffenden Herren zweifellos das volle Verständniß. Natürlich standen diese hohen Vadenpreise vielfach nur auf dem Papier; an gute Kunden, Musiklehrer und Institute, wurden Rabatte gewährt, die bis zu vierzig Prozent gingen und den Begriff des 'Vadenpreises' illusorisch machten. Trotzdem blieb der Umsatz an neuerer Literatur, gewisse Modeartikel abgerechnet, in recht engen Grenzen; und von einem Gedeihen dieses Betriebes konnte füglich nicht gut die Rede sein.

In den Fricden dieser Stagnation griffen plötzlich mit rauher Hand die großen Berliner und auswärtigen Waarenhäuser ein; und sie dürfen sich die Neubelebung des Musikalienhandels immerhin zum 'Verdienst' anrechnen. Der Grundsatz, mit dem sie auch hier siegten, war der schon auf anderem Gebiet bewährte: die Masse muß es bringen. Gewisse Artikel wurden zu einem Preise verkauft, der einem ehrbaren Sortimenter die Haare zu Berge treiben mußte. Und so sah er sich vor die Alternative gestellt: erhöhte Umsätze zu billigen Preisen oder — Untergang. Alles spitzte sich für ihn zu einem Konkurrenzkampf auf Tod und Leben zu. Selbstverständlich ist er in diesem Kampf auf die werththätige Unterstützung der Verleger angewiesen. Und nun kommen wir zu dem springenden Punkt der ganzen Angelegenheit: Haben deutsche Musikverleger, das deutsche Publikum und, in letzter Instanz, die deutsche Kunst ein Interesse an der Verbilligung der Musikalien? Ich bedenke mich nicht einen Augenblick, alle drei Fragen entschieden zu bejahen. Je demokratischer die Tonkunst geworden ist, je größer und breiter das Publikum wurde, an das sie sich wenden mußte, desto nothwendiger wurde es auch, daß dem Geldbeutel dieser Massen nichts Ungehörliches, im eigentlichsten Sinne des Wortes 'Unbilliges' zugemuthet wurde. Und Das läßt sich um so eher und leichter bewerkstelligen, als die gesteigerte Technik die Herstellung der Musikalien heute viel mehr erleichtert. Wenn also die ganze jetzige Verlagsberechnung — kleine Auflage, hoher Preis — von falschen Voraussetzungen ausgeht, wenn heute, so weit es sich eben überhaupt lohnt, nur ein Appell an die Massen Gewinn verspricht, so steht, wie ja der Erfolg der Volksausgaben zur Genüge zeigt, doch daneben auch fest, daß das Publikum nur auf Den wartet, der ihm unter der Devise 'billig und gut' zeitgemäßige Kompositionen zu einem seinen Verhältnissen entsprechenden Preise liefern würde. Mehr aber als Publikum und Sortimenter haben unter den jetzigen

unverhältnißmäßig hohen Preisen deutsche Kunst und deutsche Künstler gelitten. Und dieser Umstand ist für die Beurtheilung der ganzen Frage entscheidend.

Ein paar Beispiele. Zu den Trägern unseres Musiklebens gehört ohne Zweifel das vierhändige Klavierspiel. Nun: wenn unsere Vierhänder das Gebiet der 'frei gewordenen' Literatur verlassen, wenn sie zum Beispiel Brahms spielen wollen, so sind sie gezwungen, sich der Leihbibliothek zuzuwenden. Denn nur eine verschwindende Minderheit wird im Stande sein, für ein Klavierarrangement zu vier Händen gleich 6 bis 10 Mark zu zahlen. Vielleicht würde der Verleger, wenn der Preis die Hälfte oder den dritten Theil betrüge, nicht zehn-, sondern hundertmal mehr Exemplare absetzen als heute; aber einstweilen hat die Kunst den Schaden. Und es giebt noch schlimmere Fälle. Jedermann kennt und schätzt die trefflichen Arrangements von Hugo Ulrich, doch nur Wenige wissen noch, daß dieser 1872 verstorbene Komponist zwei Symphonien geschrieben hat, von denen die sogenannte Sinfonia Triumphale sich dem Besten anreißt, was nach Schumann überhaupt auf diesem Gebiet geschaffen worden ist. Diese Symphonien sind aus dem Konzertleben verschwunden, eben so die geistreichen Orchester-Suiten Franz Lachners, die interessanten Konzert-Overturen Wilhelm Tauberts, Woldeemar Bergiels und andere werthvolle Werke. Existirten von ihnen wenigstens billige Klavierbearbeitungen, so würde sich in das Haus retten können, was im Konzertsaal Newerem, aber oft nicht Besseren Platz machen mußte. So jedoch zahlt der Komponist, in letzter Instanz die Kunst, die Besse. Einer der wichtigsten Faktoren ihres Fortbestandes, die Tradition, die den Zusammenhang zwischen Vergangenheit und Gegenwart vermittelt, wird ausgeschaltet, die so wesentlichen Mittel- und Bindeglieder, die oft so nöthig sind, um die Gegenwart richtig zu verstehen, werden beseitigt. Es wäre ein Leichtes, diese Beispiele ins Ungemessene zu vermehren und an ihnen den Beweis zu liefern, wie der ungebührlich und unverständlich theure Preis der Musikalien überall schädigend und hemmend wirkt und die dreißigjährige Schutzfrist, statt der Kunst zu nützen, oft dieser schadet, ohne, wie es sein sollte, dem Künstler zu helfen.

Dem deutschen Musikalienhandel aber müssen wir leider noch schlechtere, aussichtslosere Zeiten prophezeien, wenn er sich nicht sehr bald entschließt, kaufmännisch zu kalkuliren und der immer energischer andrängenden Konkurrenz der Warenhäuser durch verständige Modernisirung die Spitze zu bieten. Anfänge sind ja schon da; so sind, neben Anderen, Breitkopf & Härtel in Leipzig bestrebt gewesen, durch Preisreduktionen einen Theil ihres älteren Verlanges abzustossen, wodurch zweifellos Verkäufern wie Käufern gebient wurde. Aber Das genügt nicht, selbst wenn ihr Verfahren hier und da Nachahmung findet. Das Bedürfniß nach guter musikalischer Literatur ist ins Ungeheure gestiegen und erstreckt sich nicht nur auf die Klassiker, sondern auch auf die 'Geschlühten', zu denen neben den großen Umwälzern des vorigen Jahrhunderts ja auch die talentvollen Epigonen und Nachempfänger unserer Tage gehören. Dieses Massenbedürfniß besteht schon lange, es hat sogar schon die Kreise der Kleinbürger und Handwerker erfaßt und vermag allein den Riesenbetrieb des Instrumentenhandels wie die Konfektorkunstsünde zu erklären. Selbst das Konzert- und Opernwesen ist demokratisirt worden; die Preise ihrer Veranstaltungen lassen deutlich erkennen, daß von der Massenbetheiligung der Gewinn erhofft wird. Der Musikalienhandel allein

hat bis heute diesem demokratischen Zug der Zeit widerstanden. Dabei ist er sich geworden und bedarf dringend der Erneuerung an Haupt und Gliedern.“

* * *

Ich erhalte den folgenden Brief:

„Herr Professor Otto Edmann veröffentlicht unter dem Titel ‚Unsere Wohnungen‘ in der ‚Umschau‘ vom fünfzehnten Juni einen Artikel, der meine theoretischen Ueberzeugungen auf die für mich verletzendste Weise kritisiert: er behauptet nämlich, ich selbst glaube kaum oder überhaupt nicht an sie. Ich denke nicht daran, auf solche Kritik zu erwidern, da ja Herr Edmann selbst diese Art Literatur als ‚Expektorationen‘ bezeichnet. ‚Ich benutze‘, schreibt er, ‚die Gelegenheit, um zur kritischen Prüfung solcher Expektorationen, die meinigen einbegreifen, anzuregen.‘ Wenn ein Chemiker die Nougatier hätte, sie zu analysiren, so würde er ganz gewiß mehr Reid und Galle darin entdecken, als schädlich ist. Ferner auch Staub vom Wege nach Damaskus. Aber neben solchen Ergüssen bringt der Artikel auch eine Zeichnung, — falsch nach van de Velde. Herr Edmann wählte die dümmste Konstruktionsform, die ihm unter die Finger gerieth und die vom geblühtem Mißverständnis der Elemente meiner Art und Kunst zeugt; dann kommentirt er sie, die nur eine entfernte Analogie mit den von mir gefundenen Formen zeigt, also: ... Beispiel eines beliebigen Motivs eines bekannten Künstlers, der den konstruktiven Gedanken in seinen Werken so laut preist, daß Manche daran glauben.‘ Allen Denen, die meine Arbeiten kennen, wird wohl ohne Weiteres einkommen, daß jene Zeichnung nicht etwa eine Nachahmung ist, sondern alle Merkmale eines absichtlich fälschenden Verfahrens trägt. Mir scheint, Herrn Edmanns Kritik ist weniger auf Leute berechnet, die meine Arbeiten schätzen, als darauf, die Leute abzuschrecken, die sie nicht kennen. Ich gebe ihm aber zu bedenken, ob es vorsichtig war, dem Reiz einer überwollenden Stimmung folgend, seine ‚Expektorationen‘ aufs Gerathewohl in die Luft zu schleudern. Hält er den Fall für unmöglich, daß ihm sein Auswurf auf die Nase falle? Ich fordere Herrn Edmann hiernit öffentlich auf, ein einziges meiner Möbel zu produziren oder zu reproduziren, das die von ihm kommentirte Konstruktion aufweist.

Ich habe mich bisher aus Prinzip enthalten, auf die direkten Angriffe zu erwidern, die Herr Edmann in der Neuen Deutschen Rundschau, in seiner Brochure über die pariser Weltausstellung und im Archiv für Buchgewerbe gegen mich gerichtet hat; auch die Werthurtheile in seiner jüngsten ‚Umschau‘ halte ich ihm zu Gute. Das sind, annähernd wenigstens, grade Siebe von der Front. Diesmal aber sucht er mich vom Rücken her zu treffen, und wenn ich, bei der plötzlichen Kehrtwendung, nicht alle wünschenswerthe Rücksicht zu üben vermag, so hat er sich Das selbst zuzuschreiben. Das Publikum aber wird entscheiden, ob es einem Künstler wohl ansteht, gegen einen anderen eine solche Haltung einzunehmen. Auch wird es mich zu entschuldigen wissen, wenn ich gezwungen war, einem ‚Kollegen‘ auf die Finger zu klopfen, der unehrliche Mittel anwendet, um meine Kunst und meine Theorien zu verdächtigen, in die ich — was immer ihr absoluter Werth sei — mein Reinstes und Bestes lege.

Henry van de Velde.“

* * *

Neueste Nachricht: Der Konsistorialrath Reide wird in den berliner Magistrat, der Generaldirektor Ballin an die Spitze des preussischen Oberkirchenrathes berufen.

Was seit zwei Jahren hier als nahestehend beschrieben wurde, ist, ruchlosen Optimisten zum Leid, nun Ereigniß geworden: der Krach ist da. Kein lauter, wie 1873 der in starkem Stoß die hastig von Spekulantengier gethürmten Bauten niederreißt und die festen Grundmauern solider Bürgerhäuser verschont, — nein: ein latenter Krach, von dem man nicht redet, der aber selbst scheinbar unerschütterliche Fundamente lockert und dessen Wirkungsweite noch nicht zu ermessen ist. Schmeblich stehen die Auguren vor den faulenden Eingeweiden der als erste Opfer gefallenem Leichen. Lange hatte die Besorgnis gelautet: Halten, was irgend zu halten ist! Und der Schatztrakt großer berliner Banken hatte ganz im Stillen manche Katastrophe verhindert. Da kam der Zusammenbruch der Hypothekenbanken, den eine minder fahrlässige Regierung als die der Herren Hammerstein-Loxten und Brestfeld vorausgesehen hätte; und seitdem hat jede Woche neue Diaböposten gebracht. Die Allgemeine Deutsche Kleinbahngesellschaft ächzt so laut, wirft von der einen sich so ungestüm auf die andere Seite, daß Entsetzen die Börse packt. Die Dresdener Kreditanstalt sucht der Blick und findet nur noch eine Ruine. Die Leipziger Bank stellt ihre Zahlungen ein. Des Helios Strahlen fangen saßt zu erbleichen an, Kummer ist im Konkurs und im Zuersten recht vieler Elektrizitätsgesellschaften sieht es kümmerlich aus. Fast alle Industrieerpapire sind in steilem Fall schon gesunken, werden noch tiefer sinken — sogar in Westfalen und der Rheinprovinz fürcht die Sorge Kommerzienrathstränen — und von Respektlosen, die der Geschäfte schwer ergründliche Physiologie noch nicht durchaus studirt haben, wird bereits gefragt, ob es denn anständig sei, ohne die Möglichkeit sachkundiger Kontrolle als reichlich bezahlter Pfändner in Ausschüßtrathen zu sitzen. Dahin also ist es gekommen! Eine Ausschüßtrathsstelle soll nicht mehr die ehrenwerthe, weich gepolsterte Ruhstatt hoher Würdenträger und entameter Excellenzen sein. Das Alles, sagen die Hoffenden, kann aber nicht lange dauern; noch wird gehalten, was irgend zu halten ist; und wenn das Publikum, das in seiner Angst jetzt Renten kauft, der knappen Verzinsung erst wieder überdrüssig wird und neuen Wagemuth gewinnt, dann wird es mit gedoppelter Lust sich auf Industrieerpapire stürzen. Sehr möglich. Nur wird, bis es so weit ist, noch manches stolze Haupt in den Staub sinken müssen. Der Krach von 1873 brachte grellere Sensationen; der von 1901 sollte Betroffene und Betrachter ernster stimmen. Nicht faule Gründungen brechen heute zusammen. Welches Unternehmen ist jetzt noch gesund, welches krank zu nennen, — mit solcher Sicherheit, daß der nächste Tag die Diagnose nicht dem Gelächter preisgibt? Auch die Kurzsicht muß mühslich erkennen, daß Deutschlands Gewerbe sich übernommen, mit unzureichender Kapitalkraft englischem Muster nachgestrebt hat. Ganz so leicht, wie Mancher am hellen Tag träumte, ist es nicht, England zu spielen. Wenn ein Reservoir überfüllt ist, kann keine Macht der Erde das Wasser im Becken „halten“. Und der beste Dampfkessel platzt, wenn der Manometer über eine bestimmte Temperaturhöhe hinausstreigt.



Unter solchen Umständen ist es nur zu begreiflich, daß Herr und Frau Loufmonde für geschäftliche Fragen sich hitziger als für politische oder gar künstlerische interessieren. Das Heind ist auch dem Modernsten noch näher als der Rod. Von Geschäften wird deshalb mehr als sonst hier heute geredet. Das Bismarck-Denkmal kann warten; die sächsischen Finanzunfälle haben den Blick der Reudeutschen schnell

von der Gestalt des Sachsenwaldhelden weggetrennt. Nur ein paar Einzelheiten also für jetzt, die ich, beim Sichten des Materials, in einem nationalliberalen Blatt Bayerns fand. Ein scharfer Beobachter erzählt da: „Endlich naht der Kaiser mit seiner Gattin, in offenem, mit zwei Schimmeln bespanntem Wagen. Man wußte im Publikum, daß er erst vor ein paar Stunden die Eisenbahn verlassen hatte. Sein Gesicht ist furchig, seine Haltung starr, zwischen einzelnen raschen Bewegungen. Auf seiner Backe ist keine Spur mehr von der bremer Last zu sichtbar. Der Marschallstab in seiner Rechten ist ein kleines Stöckchen mit Kettenrödel, das er suchtelnd und zielliche Lusthiebe führend bewegt. Der Festakt begann. Die Schulkinder stimmten den Kantus ‚Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‘ an. Dann ging Herr von Ledebow als erster Redner auf die Kanzel. Die Excellenz, der früher im Reichstag bei etwas lautem Reden das Uebüß herauschnappte, weshalb sie sehr undeutlich war, sprach die ersten paar Sätze laut und deutlich, war aber dann ziemlich unverständlich. Von Bülow's Rede war vorher bekannt, daß sie ‚interessante Wendungen‘ enthalte. Man war sehr gespannt und beobachtete den Reichszüger, als er sich anschickte, zur Rednertribüne zu gehen. Er schritt in das Kaiserzelt, hinter den Majestäten herum, dann seitlich in weitem Bogen nach vorn zu und blieb dort in gebückter Haltung stehen, bis ihm der Kaiser mit seinem Stöckchen zuwinkte. Dann eilte er an seinen Platz und begann seine Rede. Nachher quittirte der Kaiser die oratorische Leistung durch Händedruck und deutete mit dem Stöckchen auf Herrn von Ledebow, der um Erlaubniß zur Enthüllung bat. Diese erfolgte. Als Erster legte der Kaiser seinen Kranz ab. Nachher winkte er den Fürsten Herbert Bismarck mit seinem Stöckchen heran. Dieser kam rasch und stand gleich darauf gebückt, zwei Finger am Helm, einige Zeit, der Kaiser stramm hochgerect, fast hintenüber. Bismarck ist um mehr als einen Kopf länger als der Kaiser; aber seine Haltung war leider so, daß der Kaiser von oben herabsah. Die Situation dauerte ungefähr fünf bis sieben Minuten und niemals kam Bismarck höher heraus. Unserem einpeinlicher Aublick. Zuerst sprach der Kaiser und Bismarck blieb in seiner Stellung mit zwei Fingern am Helm. Dann sprach Bismarck längere Zeit, sehr lebhaft mit der rechten Hand gestikulirend. . . Dann sprach der Kaiser wieder, vielleicht halb so lange wie Bismarck, ebenfalls sehr lebhaft und mit seinem Stöckchen, theils mit dem Kopf, theils mit der Zwiinge, markirend. Die Verabschiedung war kurz, ohne Händedruck. Der Kaiser drehte sich und ging rasch weg. Er sah jedoch nicht ungnädig aus, sondern etwa so, als ob man ja gleich nochmals zusammenkomme. Bismarck stand aber noch eine Weile, seine zwei Finger am Helm, in gebückter Haltung.“

* * *

Il y a des juges à Kiel. Zu der vorigen Woche führte der Deutsche Kaiser beim hiesigen Wettfahren das Ruder der „Iduna“. Er kam als Dritter durchs Ziel und protestirte dann gegen des Siegers legitimen Erfolg. Die Regattarichter aber erklärten, der Protest sei ungerechtfertigt. Und es giebt Leute, die nach Bülow's ohne Ermatten von Reyfohn gepriesener Rede und nach solcher Richter unerbittlichem Spruch noch immer winseln, Niemand habe den Muth, dem Kaiser die Wahrheit zu sagen!

